This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 120 085 878

STANFORD LIBRARIES

Pfeil, Joachim, Graf von.

Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika.

DT
445
P537

LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

D

D 7 44-

Vorschläge

zur

praktischen Kolonisation

in

Ost-Afrika

von

Joachim Graf Pfeil.

B 7, 184
11
KAISERLICH MARINE
BIBLIOTHEK
DER
MARINE-ACADEMIE
UND SCHULE

Berlin W.
Verlag von Rosenbaum & Hart.
1888.

JE

DT445
P537

D 144-

Vorwort.

Nachstehende Zeilen enthalten eine Anzahl Notizen, welche ich während mehrerer Reisen in Ost-Afrika niederschrieb, weniger mit der Absicht sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, als um mir selbst vollkommen klar zu werden über die Mittel, mit welchen wir das durch unsere kolonisatorische Thätigkeit erstrebte Ziel der Nutzbarmachung der für uns erworbenen Gebiete zu erreichen vermöchten. Der Umstand, daß ich mit vielen kriegerischen Stämmen z. B. den Mahenge in Berührung kam und von diesen fortwährend aufgefordert wurde, ihnen zu helfen, andere Stämme zu bestrafen, wofür sie sich erboten, mir nach Unterwerfung derselben eine Anzahl Sclaven zu geben, um in ihrem Lande einen permanenten Wohnsitz einzurichten und sie zum mächtigsten Volk des Landes zu machen, rief in mir selbst die Idee wach, aus ihnen eine Executivmacht zu bilden zur Bestrafung von Trägern, deren Desertionen und ganzes Betragen uns in den Anfängen unserer Unternehmungen fast zur Verzweiflung brachte. Später dehnte sich die Idee aus und erhielt die Gestalt, unter welcher ich sie hier mittheile. Abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben werden, sind diejenigen, welche aus dem Mangel einer Executivgewalt entstehen werden, sehr

bedeutende. Eine ſolche ſtändig zu unterhalten, dürfte die Rentabilität des Unternehmens in Frage ſtellen, abgeſehen davon, daß an die Geſtaltung einer aus Europäern beſtehenden Executivgewalt nicht zu denken iſt. Ganz ohne eine ſolche aber dürfte die Entwickelung der ſonſt nur auf den guten Willen des einzelnen Negers geſtellten Kolonie allzu langſam von ſtatten gehen. Bei der Erwähnung einer kleinen Truppe von Söldnern hatte ich zunächſt 200 Belutſchen oder Patiallah Sikh's im Auge. Letztere anwerben zu können, erhielt ich ganz durch Zufall Ausſicht. Durch den Einfluß, welchen ich unter den Mahenge erlangt hatte, wäre es mir ohne Zweifel gelungen, ſie ſo zu beeinfluſſen, daß ich nach einiger Zeit dieſe hätte an Stelle der anderen treten laſſen können. Eine Executivgewalt aus den Kindern des Landes wäre aber unter allen Umſtänden vorhanden geweſen, und hätte uns in jeder Hinſicht zu Herren von Land und Leuten gemacht. Daß dieſe Verwendung kriegeriſcher Stämme durchaus maſſenhaftes Blutvergießen veranlaſſen mußte, bin ich nicht in der Lage einzuſehen, keinesfalls mehr Blutvergießen, als durch Bombardements ſeitens Kriegsſchiffen angerichtet wird. Bei der großen Zuneigung und Werthſchätzung ihrer guten Seiten, die ich während 14jährigen Umganges mit Schwarzen für dieſe gewonnen habe, da ich außerdem in dem Neger den größten Reichthum Afrikas erblicke, bin ich ſelbſtredend der Letzte, ſolche grauſame Maßregeln anzurathen, ganz beſonders nicht, weil ich ſie für gänzlich überflüſſig halte. Ich halte den Neger weder für abſolut widerſpenſtig, noch für abſolut faul. Es giebt ſogar ſehr thätige Naturen unter ihnen. Auf der anderen Seite habe ich deutſche Koloniſation zu meinem Lebensberuf gewählt, ein Unternehmen, welches materielle Vortheile für

D 144-

mein Vaterland zu erringen strebt. Diese sind in Ost-Afrika nur durch die Arbeit des Negers zu erreichen, daher stehe ich keinen Augenblick an zu sagen, man zwinge den Neger das zu thun, was uns nützt, ohne ihm zu schaden, was im Gegentheil das Mittel birgt, das zu erreichen, was auf andere Weise von Philanthropen aller Jahrhunderte angestrebt wurde: die Civilisation wilder Völkerracen. Ich wage allerdings auszusprechen, daß dieses erst in zweiter Reihe das Ziel meines Strebens ist.

Mit der Form, in welcher ich nachstehende Ideen dem Leserkreise übergebe, bin ich selbst wenig zufrieden. Allein ich bitte meine Leser zu bedenken, daß ich während vier Jahren nur monatweise meinen Aufenthalt in Deutschland habe nehmen können, daß außerdem diese Monate meist darauf verwandt wurden, meine durch häufigen Aufenthalt in Fiebergegenden geschwächte Gesundheit herzustellen und Vorbereitungen für meine Reisen zu treffen, daß ich also wenig Zeit besaß, meine Ideen in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Diese selbst in Ost-Afrika zur Ausführung zu bringen, ist mir nicht beschieden gewesen, doch liegt darin zum Theil vielleicht der Grund, daß ich sie, nun meine Thätigkeit in Afrika abgeschlossen ist, gleichsam als Vermächtniß der Oeffentlichkeit übergebe. Die Zusammenstellung geschah bei immer noch schwacher Gesundheit, während meiner See-Reise nach Neu-Guinea, was ich den Leser ebenfalls bei der Kritik der Form meiner Schrift zu berücksichtigen bitte. In Neu-Guinea aber würde ich demnächst bei der meiner harrenden Thätigkeit die Muße zu einer Umarbeitung des Vorstehenden kaum finden. Deshalb glaubte ich, mit der Veröffentlichung nicht mehr zurückhalten zu sollen.

Ich weiß, daß man mir zum Vorwurfe macht, daß ich

D 1445

Vorschläge

zur

praktischen Kolonisation

in

Ost-Afrika

von

Joachim Graf Pfeil.

Bf, 184

KAISERLICHE MARINE
BIBLIOTHEK
der
MARINE-ACADEMIE
und SCHULE

Berlin W.
Verlag von Rosenbaum & Hart.
1888.

JE

DT445
P537

D 144

Vorwort.

Nachstehende Zeilen enthalten eine Anzahl Notizen, welche ich während mehrerer Reisen in Ost-Afrika niederschrieb, weniger mit der Absicht sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, als um mir selbst vollkommen klar zu werden über die Mittel, mit welchen wir das durch unsere kolonisatorische Thätigkeit erstrebte Ziel der Nutzbarmachung der für uns erworbenen Gebiete zu erreichen vermöchten. Der Umstand, daß ich mit vielen kriegerischen Stämmen z. B. den Mahenge in Berührung kam und von diesen fortwährend aufgefordert wurde, ihnen zu helfen, andere Stämme zu bestrafen, wofür sie sich erboten, mir nach Unterwerfung derselben eine Anzahl Sclaven zu geben, um in ihrem Lande einen permanenten Wohnsitz einzurichten und sie zum mächtigsten Volk des Landes zu machen, rief in mir selbst die Idee wach, aus ihnen eine Executivmacht zu bilden zur Bestrafung von Trägern, deren Desertionen und ganzes Betragen uns in den Anfängen unserer Unternehmungen fast zur Verzweiflung brachte. Später dehnte sich die Idee aus und erhielt die Gestalt, unter welcher ich sie hier mittheile. Abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben werden, sind diejenigen, welche aus dem Mangel einer Executivgewalt entstehen werden, sehr

bedeutende. Eine solche ständig zu unterhalten, dürfte die Rentabilität des Unternehmens in Frage stellen, abgesehen davon, daß an die Gestaltung einer aus Europäern bestehenden Executivgewalt nicht zu denken ist. Ganz ohne eine solche aber dürfte die Entwickelung der sonst nur auf den guten Willen des einzelnen Negers gestellten Kolonie allzu langsam von statten gehen. Bei der Erwähnung einer kleinen Truppe von Söldnern hatte ich zunächst 200 Belutschen oder Patiallah Sikh's im Auge. Letztere anwerben zu können, erhielt ich ganz durch Zufall Aussicht. Durch den Einfluß, welchen ich unter den Mahenge erlangt hatte, wäre es mir ohne Zweifel gelungen, sie so zu beeinflussen, daß ich nach einiger Zeit diese hätte an Stelle der anderen treten lassen können. Eine Executivgewalt aus den Kindern des Landes wäre aber unter allen Umständen vorhanden gewesen, und hätte uns in jeder Hinsicht zu Herren von Land und Leuten gemacht. Daß diese Verwendung kriegerischer Stämme durchaus massenhaftes Blutvergießen veranlassen mußte, bin ich nicht in der Lage einzusehen, keinesfalls mehr Blutvergießen, als durch Bombardements seitens Kriegsschiffen angerichtet wird. Bei der großen Zuneigung und Werthschätzung ihrer guten Seiten, die ich während 14jährigen Umganges mit Schwarzen für diese gewonnen habe, da ich außerdem in dem Neger den größten Reichthum Afrikas erblicke, bin ich selbstredend der Letzte, solche grausame Maßregeln anzurathen, ganz besonders nicht, weil ich sie für gänzlich überflüssig halte. Ich halte den Neger weder für absolut widerspenstig, noch für absolut faul. Es giebt sogar sehr thätige Naturen unter ihnen. Auf der anderen Seite habe ich deutsche Kolonisation zu meinem Lebensberuf gewählt, ein Unternehmen, welches materielle Vortheile für

D 144

mein Vaterland zu erringen ſtrebt. Dieſe ſind in Oſt-Afrika nur durch die Arbeit des Negers zu erreichen, daher ſtehe ich keinen Augenblick an zu ſagen, man zwinge den Neger das zu thun, was uns nützt, ohne ihm zu ſchaden, was im Gegentheil das Mittel birgt, das zu erreichen, was auf andere Weiſe von Philanthropen aller Jahrhunderte angeſtrebt wurde: die Civiliſation wilder Völkerracen. Ich wage allerdings auszuſprechen, daß dieſes erſt in zweiter Reihe das Ziel meines Strebens iſt.

Mit der Form, in welcher ich nachſtehende Ideen dem Leſerkreiſe übergebe, bin ich ſelbſt wenig zufrieden. Allein ich bitte meine Leſer zu bedenken, daß ich während vier Jahren nur monatweiſe meinen Aufenthalt in Deutſchland habe nehmen können, daß außerdem dieſe Monate meiſt darauf verwandt wurden, meine durch häufigen Aufenthalt in Fiebergegenden geſchwächte Geſundheit herzuſtellen und Vorbereitungen für meine Reiſen zu treffen, daß ich alſo wenig Zeit beſaß, meine Ideen in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Dieſe ſelbſt in Oſt-Afrika zur Ausführung zu bringen, iſt mir nicht beſchieden geweſen, doch liegt darin zum Theil vielleicht der Grund, daß ich ſie, nun meine Thätigkeit in Afrika abgeſchloſſen iſt, gleichſam als Vermächtniß der Oeffentlichkeit übergebe. Die Zuſammenſtellung geſchah bei immer noch ſchwacher Geſundheit, während meiner See-Reiſe nach Neu-Guinea, was ich den Leſer ebenfalls bei der Kritik der Form meiner Schrift zu berückſichtigen bitte. In Neu-Guinea aber würde ich demnächſt bei der meiner harrenden Thätigkeit die Muße zu einer Umarbeitung des Vorſtehenden kaum finden. Deshalb glaubte ich, mit der Veröffentlichung nicht mehr zurückhalten zu ſollen.

Ich weiß, daß man mir zum Vorwurfe macht, daß ich

LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

DT 44-

Vorschläge

zur

praktischen Kolonisation

in

Ost-Afrika

von

Joachim Graf Pfeil.

KAISERLICHE MARINE
BIBLIOTHEK
der
MARINE-ACADEMIE
und SCHULE

Berlin W.
Verlag von Rosenbaum & Hart.
1888.

JE

DT445
P537

D 144-

Vorwort.

Nachstehende Zeilen enthalten eine Anzahl Notizen, welche ich während mehrerer Reisen in Ost-Afrika niederschrieb, weniger mit der Absicht sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, als um mir selbst vollkommen klar zu werden über die Mittel, mit welchen wir das durch unsere kolonisatorische Thätigkeit erstrebte Ziel der Nutzbarmachung der für uns erworbenen Gebiete zu erreichen vermöchten. Der Umstand, daß ich mit vielen kriegerischen Stämmen z. B. den Mahenge in Berührung kam und von diesen fortwährend aufgefordert wurde, ihnen zu helfen, andere Stämme zu bestrafen, wofür sie sich erboten, mir nach Unterwerfung derselben eine Anzahl Sclaven zu geben, um in ihrem Lande einen permanenten Wohnsitz einzurichten und sie zum mächtigsten Volk des Landes zu machen, rief in mir selbst die Idee wach, aus ihnen eine Executivmacht zu bilden zur Bestrafung von Trägern, deren Desertionen und ganzes Betragen uns in den Anfängen unserer Unternehmungen fast zur Verzweiflung brachte. Später dehnte sich die Idee aus und erhielt die Gestalt, unter welcher ich sie hier mittheile. Abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben werden, sind diejenigen, welche aus dem Mangel einer Executivgewalt entstehen werden, sehr

bedeutende. Eine solche ständig zu unterhalten, dürfte die Rentabilität des Unternehmens in Frage stellen, abgesehen davon, daß an die Gestaltung einer aus Europäern bestehenden Executivgewalt nicht zu denken ist. Ganz ohne eine solche aber dürfte die Entwickelung der sonst nur auf den guten Willen des einzelnen Negers gestellten Kolonie allzu langsam von statten gehen. Bei der Erwähnung einer kleinen Truppe von Söldnern hatte ich zunächst 200 Belutschen oder Patiallah Sikh's im Auge. Letztere anwerben zu können, erhielt ich ganz durch Zufall Aussicht. Durch den Einfluß, welchen ich unter den Mahenge erlangt hatte, wäre es mir ohne Zweifel gelungen, sie so zu beeinflussen, daß ich nach einiger Zeit diese hätte an Stelle der anderen treten lassen können. Eine Executivgewalt aus den Kindern des Landes wäre aber unter allen Umständen vorhanden gewesen, und hätte uns in jeder Hinsicht zu Herren von Land und Leuten gemacht. Daß diese Verwendung kriegerischer Stämme durchaus massenhaftes Blutvergießen veranlassen mußte, bin ich nicht in der Lage einzusehen, keinesfalls mehr Blutvergießen, als durch Bombardements seitens Kriegsschiffen angerichtet wird. Bei der großen Zuneigung und Werthschätzung ihrer guten Seiten, die ich während 14jährigen Umganges mit Schwarzen für diese gewonnen habe, da ich außerdem in dem Neger den größten Reichthum Afrikas erblicke, bin ich selbstredend der Letzte, solche grausame Maßregeln anzurathen, ganz besonders nicht, weil ich sie für gänzlich überflüssig halte. Ich halte den Neger weder für absolut widerspenstig, noch für absolut faul. Es giebt sogar sehr thätige Naturen unter ihnen. Auf der anderen Seite habe ich deutsche Kolonisation zu meinem Lebensberuf gewählt, ein Unternehmen, welches materielle Vortheile für

D 144

mein Vaterland zu erringen strebt. Diese sind in Ost-Afrika nur durch die Arbeit des Negers zu erreichen, daher stehe ich keinen Augenblick an zu sagen, man zwinge den Neger das zu thun, was uns nützt, ohne ihm zu schaden, was im Gegentheil das Mittel birgt, das zu erreichen, was auf andere Weise von Philanthropen aller Jahrhunderte angestrebt wurde: die Civilisation wilder Völkerracen. Ich wage allerdings auszusprechen, daß dieses erst in zweiter Reihe das Ziel meines Strebens ist.

Mit der Form, in welcher ich nachstehende Ideen dem Leserkreise übergebe, bin ich selbst wenig zufrieden. Allein ich bitte meine Leser zu bedenken, daß ich während vier Jahren nur monatweise meinen Aufenthalt in Deutschland habe nehmen können, daß außerdem diese Monate meist darauf verwandt wurden, meine durch häufigen Aufenthalt in Fiebergegenden geschwächte Gesundheit herzustellen und Vorbereitungen für meine Reisen zu treffen, daß ich also wenig Zeit besaß, meine Ideen in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Diese selbst in Ost-Afrika zur Ausführung zu bringen, ist mir nicht beschieden gewesen, doch liegt darin zum Theil vielleicht der Grund, daß ich sie, nun meine Thätigkeit in Afrika abgeschlossen ist, gleichsam als Vermächtniß der Oeffentlichkeit übergebe. Die Zusammenstellung geschah bei immer noch schwacher Gesundheit, während meiner See-Reise nach Neu-Guinea, was ich den Leser ebenfalls bei der Kritik der Form meiner Schrift zu berücksichtigen bitte. In Neu-Guinea aber würde ich demnächst bei der meiner harrenden Thätigkeit die Muße zu einer Umarbeitung des Vorstehenden kaum finden. Deshalb glaubte ich, mit der Veröffentlichung nicht mehr zurückhalten zu sollen.

Ich weiß, daß man mir zum Vorwurfe macht, daß ich

in die von mir vorgezeichnete Thätigkeit die Mission nicht besonders mit einbegreife, und daraus schnell den Schluß gezogen hat, als ob ich ihr überhaupt feindlich und abweisend gegenüberstände.

Hierzu will ich bemerken, daß die von mir vorgesehene Thätigkeit allerdings diejenige des Missionars nicht ist. Sodann aber besteht über die Nothwendigkeit derjenigen der Christenmission gar kein Zweifel. Nur bin ich der Ansicht, daß auch sie, wenn sie die praktische Arbeit im höheren Grade als Hilfsmittel anwenden wollte, schneller zu sicheren Resultaten gelangen wird, ein Gedanke, welcher, wie ich mir wol bewußt bin, innerhalb der Mission selbst, seitens ihrer berufensten und fähigsten Vertreter, längst eingehende Würdigung gefunden hat.

Der Christenmission an sich aber, um auch dies noch ausdrücklich zu betonen, stehe ich so wenig feindlich gegenüber, daß ich mit Herzlichkeit und wahrer Freude jeden Missionar „draußen" begrüßen und bewillkommen will, welcher bereit ist, in harter Arbeit am großen gemeinsamen Werke mitzuhelfen.

Ich bin weit davon entfernt für meine Ideen Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen und werde aufrichtigen Beifall dem spenden, welcher eine einfachere und doch zweckentsprechende Methode zur Erreichung unseres Zieles angiebt.

Anderseits darf ich sagen, ist, was ich geschrieben habe, das Resultat eines sorgfältigen und ehrlichen Nachdenkens, welches sich auf die Erfahrungen von vierzehn in Afrika verlebten und durch harte Arbeit ausgefüllten Jahren stützt.

Torres-Straße, S. S. Dacca, 5. Dezember 1887.

Der Verfasser.

Capitel I.

Verkehrswege. — Wahl des Gebietes, Aufgabe des Geographen. — Drei Theile. — Einfluß physikalischer Beschaffenheit und Klimatologie des Landes auf Kolonisation. — Handel im Somalilande. — Verwendung von Somalis. — Englischer Einfluß. — Gallas. — Kilimandjarogebiet. — Ungünstige Gliederung. — Schiffbarkeit des Wami und Pangani. — Höhenlage und Klima. — Physikalische Beschaffenheit. — Makata-Ebene. — Wami als Operationsbasis. — Kingani. — Rufidji. — Simba Ulanga. — Kähne. — Boote. — Versandung des Rufidji. — Wattlingsystem. — Kultivation am Rufidji. — Ochsenkarren. — Entwickelung vom Osten nach Westen. — Ulanga. — Kommunication. — Negertransport. — Nyassa. — Ziele unserer Unternehmungen. — Art der Kolonisation. — Handelskolonisation. — Raubbau. — Alcohol. — Besiedlungskolonisation. — Betriebskolonisation. — Baumwolle und Tabak. — Arbeiter. — Einfluß der Betriebskolonisation auf Eingeborene. — Staatliche Maaßnahmen. — Regieren. — Unvereinbarkeit staatlicher Maaßnahmen und technischer Arbeiten. — Verstaatlichung der Kolonie. — Kommercielle Basis. — Erziehung des Negers. — Grundsatz für Kolonisation. — Localadministrative. — Materielle Unabhängigkeit, wirthschaftliche Abhängigkeit.

Nachdem Ost-Afrika unter deutsche Botmäßigkeit gebracht ist, wirft sich die Frage auf nach der zweckmäßigsten Art und Weise, das Land praktisch zu verwerthen mit Hinsicht darauf, daß dessen Besitz nicht allein unserer Nation Pflichten auferlege, sondern ihr auch materielle Vortheile eintrage. Seien nun unsere Absichten bezüglich unserer zukünftigen Kolonisationsmethode welche sie wollen, bestehe diese in Einrichtung von Handelsfactoreien oder Plantagen, immer werden wir am zweckmäßigsten da beginnen müssen zu kolonisiren,

wo die physikalische Beschaffenheit des Landes uns gewisse Vorbedingungen bietet, welche, namentlich in Ost-Afrika, dessen geringe Küstengliederung den Weltverkehr schwer zugänglich macht, unerläßlich sind.

Handel sowol als Betrieb bedarf der Verkehrswege. Diese existiren in Afrika nicht. Man darf auch die sogenannten Karavanenstraßen nicht als solche ansehen, denn diese sind nur Fußpfade durch Busch und Sumpf, welche durchaus nicht constant bleiben, sondern je nach Bedürfniß oder Belieben verlegt werden. Plantagenwirthschaft bedarf der entsprechenden Bodenbeschaffenheit und ebenfalls der Verkehrswege. Solche künstlich herzustellen ist noch nicht an der Zeit, wir werden daher vor der Hand auf das angewiesen sein, was die Natur in dieser Hinsicht uns bietet.

Schließlich ist selbstredend die klimatische Beschaffenheit ein wesentlicher Factor, denn von ihr hängt zum großen Theil das Gedeihen unserer Plantagen ab, weil sie in erster Linie für das Wohlbefinden der Menschen bestimmend ist.

Es wird zunächst Aufgabe des Geographen sein, das Gebiet zu wählen, welches uns seiner geographischen Lage als physikalischen Beschaffenheit nach, die günstigsten Aussichten bezüglich unseres Kolonisationsplanes bietet.

Der Forscher, wenn er nicht sehr viele Jahre thätig gewesen ist, kann nur über sein specielles Forschungsgebiet Aufschluß geben; der Geograph, welchem das von allen Forschern gesammelte Material zu Gebote steht, kann richtiger ein Bild des gesammten Landes entwerfen und diejenigen Theile bezeichnen, an welchen die Thätigkeit des Kolonisators einzusetzen hat.

Betrachten wir nun die deutschen Gebiete Ost-Afrika's mit dem Auge des Geographen, und ziehen wir, wie dieser, alles zu Rathe was uns von ausgezeichneten Reisenden über jene Länder gesagt ist, so zerfallen dieselben in drei in sich

D744

abgerundete Theile, welche sich sowol durch ihre physikalische Beschaffenheit als klimatologisch, schließlich auch ethnologisch von einander unterscheiden. Es sind dies ein nördlicher, ein centraler und ein südlicher.

Der erste schließt unsere ganzen Somali-Besitzungen in sich und erstreckt sich in südlicher Richtung bis zum Tana-Fluß. Der zweite wird im Norden von diesem Fluß, im Süden vom Wami begrenzt. In ihn fällt die sogenannte englische Interessensphäre, welche uns indessen nur in politischer Hinsicht verschlossen ist, wogegen der mit England abgeschlossene Vertrag uns nicht hindert, hier kaufmännisch oder als Agrikulturisten thätig zu sein. Ferner schließt dieser Theil das kühle Kilimandjaro-Gebiet in sich, dessen Höhenlage und Salubrität es besonders besitzenswerth machen. Der dritte Theil endlich reicht vom Wami bis zum Rovuma, welcher Fluß auch unsere Grenze mit den Portugiesen bildet. In wie weit die Physiologie eines Landes, dessen Klimatologie und Ethnologie seine Verwerthung behufs Kolonisation beeinflußt, springt bei der Einzelbetrachtung jeder dieser Theile besonders in's Auge. Der nördliche Theil, obwol vortheilhaft gegliedert und wol nicht umsonst von den Arabern „Benadir" d. i. Hafenküste, genannt, ist für Agrikultur deßhalb ungünstig, weil er, soweit wir ihn kennen, hauptsächlich nur dürres, spärliches Weideland zu sein scheint. Ein weiteres Eindringen in das Land ist bis jetzt an dem Charakter der Eingeborenen gescheitert, so daß selbst für den Handel vor der Hand nur die Küste zugänglich ist. Kolonisatorisches Vorgehen in diesem nördlichsten Theile würde sich also hauptsächlich auf Handelsunternehmungen zu beschränken haben, welche allerdings wiederum durch die in hygienischer Hinsicht vorzügliche klimatische Beschaffenheit des Landes begünstigt werden, in ihrem vollem Umfang aber sich erst dann werden entfalten können, wenn die beiden großen

Wasseradern des Landes, der Jub und Webbi, werden zugänglich gemacht worden sein. Was auch über das Vorhandensein oder Fehlen von Handelsproducten in den Somaligebieten bisher gesprochen und geschrieben worden ist, so scheinen jedenfalls die Ansichten auseinander zu gehen. Ohne mich den Optimisten anzuschließen, welche dem Somalilande ungeahnte Reichthümer zuschreiben, kann ich ebenso wenig den Pessimisten beistimmen, welche Somaliland nur als nutzlose Wüste bezeichnen. Der Augenschein lehrt, daß von Aden aus ein immerhin beträchtlich zu nennender Handel mit Somaliland betrieben wird. Die englische Besatzung jenes Ortes ist fast ausschließlich auf das vom Somalilande importirte Vieh für ihren Fleischconsum angewiesen, auch Felle, Elfenbein, Straußenfedern und Orseille sind noch in lohnender Menge vorhanden. Wenn nun auch zur Zeit dieser Handel hauptsächlich nur mit der Nordküste des Somalilandes betrieben wird, so ist jedenfalls der Schluß gerechtfertigt, daß dieselben oder ähnliche Handelsartikel an seiner Ostküste vorkommen. Es wird sich nur darum handeln, die Einwohner dieser Gegend so zu beeinflussen, daß sie dem allmäligen Vordringen der Europäer keine der bisherigen gefährlichen Hindernisse mehr in den Weg legen. Ist in dieser Richtung erst mit Erfolg gearbeitet worden, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß eine Wasserader wie der „Jub“ eine mächtige Hochstraße werden muß, an welcher nach und nach der ganze Verkehr sich hinziehen würde, statt sich wie jetzt auf viele kleine Plätze, wie „Brava“, „Magdixu“ ꝛc. zu vertheilen.

Ein anderer Punkt, welcher wol unserer Beachtung werth sein dürfte, ist die Mündung des „Wadi Nogal.“ Nach Aussage vieler Eingeborener sollen die Somali's dieser Gegend den Europäern nicht unfreundlich gesinnt sein und deren Ansiedelung wünschen. Es wäre wol der Mühe werth,

hier wenigstens versuchsweise eine, wenn auch anfänglich nur kleine Factorei anzulegen. In welcher Weise sich eine solche entwickelt, bedarf keiner Erörterung, politisch möchte dieser Ort deßwegen von Bedeutung sein, weil Konflikte mit Deutschen hier noch nicht stattgefunden haben und es deßhalb wol nicht aussichtslos erscheint, Verbindungen anzuknüpfen, durch welche man Einfluß im Lande gewinnen könnte. In wie weit eventuell das Somaliland später zur Besiedlung, sei es für Viehzüchter oder Pflanzer sich eignen wird, wäre Vermessenheit jetzt schon vorhersagen zu wollen, beschränkt sich doch unsere ganze Kenntniß desselben auf wenige Küstenpunkte im Osten und nur ganz geringe Strecken im Norden, welche noch dazu unter englischem Einfluß stehen, die Berichte welche wir von Reisenden gehört haben, klingen nicht allzu ermuthigend, weder was Land noch Leute anbetrifft. (Vergl. Reisen der Gebr. James in Bezug auf das Nördl. Somaliland, Proced. of roy. Geogr. Soc. 1885). Letztere uns dereinst assimiliren zu können, darf man trotz unvortheilhafter Berichte nicht aufhören zu hoffen. Wenn sie auch in ihrem eigenen Lande sich zu unabhängig fühlen und abgeneigt sind, den Europäern als Arbeiter zu dienen, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß sie dereinst als Executivmacht verwendbar sein werden. Ihre Streitmacht zeigt, daß sie Muth besitzen und gelingt es irgend einem besonders befähigten Europäer, sie unter seine Controlle zu bringen, so dürften sie als Polizeimacht in anderen Gegenden sehr dankbare Verwendung finden. Ueber ihre Geeignetheit wird Stanley nach seiner Rückkehr aus Central-Afrika, wenn ihm diese, was wir hoffen wollen, beschieden sein sollte, werthvolle Aufschlüsse geben können; er nahm, wie ich mich selbst überzeugt habe, eine Anzahl Somalis mit, um sie während seiner Reise in der angedeuteten Art zu benutzen.

Der zweite Theil unserer Gebiete, in welchen die englische

Intereſſenſphäre ſich wie ein Keil hineinſchiebt, unterſcheidet ſich weſentlich von dem Somalilande in den ſchon hervorgehobenen Punkten. Was im nördlichen Somalilande garnicht, im ſüdlichen nur wenig auftritt, das Fieber, iſt hier ſchon ein unausbleiblicher Gaſt. Es wird bedingt durch die größere im Lande vorhandene Feuchtigkeit. Nicht eine oder zwei große Waſſeradern wie der „Jub“ oder „Webbi“ durchziehen wie dieſe ſandige Landſtrecken, ſondern eine Anzahl Flüſſe, einige ſogar von beträchtlicher Größe, wie der „Tana“ und „Sabaki“ entſpringen einem gebirgigen Lande, deſſen Höhenlage ihm ſchon einen reichlicheren Theil athmoſphäriſcher Niederſchläge ſichert. Daß hierdurch eine größere Fruchtbarkeit des Bodens bedingt wird, liegt auf der Hand. Es würde dieſer Theil in jeder Richtung ein günſtiges Feld für Koloniſation bieten, die genannten Flüſſe ſind ſtreckenweit ſchiffbar und würden natürliche Verkehrswege bilden, der Boden iſt fruchtbar, das Klima kann trotz vorkommenden Fiebers doch nicht als ein durchaus ungünſtiges bezeichnet werden. Das Innere des Landes erhebt ſich zu einer ſo bedeutenden Höhe, daß man erwarten darf, hier ſogar ganz fieberfreie Landſtriche zu finden. Jedenfalls würde die friſche Höhenluft Klimakranken den Aufenthalt in dieſem Gebiete ſehr empfehlenswerth und angenehm machen. Im ganzen Lande gedeiht Vieh, ſo daß mit der Zeit Localverkehr durch Ochſenwagen geſchaffen werden könnte, und auch werthvolle Handelsartikel finden ſich hier. Allein dennoch iſt dieſer Theil kaum der günſtigſte für beginnende Koloniſation zu nennen und zwar aus zwei Gründen. Erſtens, wenn auch nach dem Vertrage mit England, Deutſche das Recht haben ſollen, in der engliſchen Intereſſenſphäre im Privatintereſſe ihrer Perſonen thätig zu ſein, ſo kann doch hier niemals eine deutſche Kolonie entſtehen, da die Grundbedingung hierzu, die Zugehörigkeit zum Mutterlande, ausgeſchloſſen iſt. Es

liegt auf der Hand, daß der englische Händler nicht gern einem Deutschen überlassen wird, was er selbst für sich erlangen kann. Es wird also der Deutsche hier immer in jeder Richtung gegen englischen Einfluß zu kämpfen haben. Der zweite Grund ist der, daß die Einwohner namentlich die der nördlichen Districte dieses Theiles, die Gallas, sich den Europäern gegenüber sehr ablehnend verhalten und die Arbeiterfrage, welche bei dem Plantagenbau eine hervorragende Rolle spielt, sich hier äußerst schwierig gestaltet. Ferner liegen hier die Gallas und Somalis fast fortwährend im Streite miteinander, so daß unter diesen Verhältnissen es kaum gerathen sein dürfte sich fest anzusiedeln. Trotzdem sollte auch hier der deutsche Handelsgeist seine alte Zähigkeit und Energie bewähren und trotz englischen Einflusses und wiederwilliger hadernder Eingeborener, soviel von dem Handel dieses Gebietes an sich ziehen, als unter den Umständen eben möglich ist. Die Grundlage hierzu bildet „Witu", ein als Handelsbasis jedenfalls ausgezeichnet gewählter Punkt. Trotz der englischen Interessensphäre bleibt uns noch der südliche Theil dieser bis zum „Wami" sich ausdehnenden Gebiete, allein die Gliederung dieser Gegend ist wenig vortheilhaft und das fruchtlose Küstengebiet scheint von dem ebenfalls werthvollen und hochgelegenen Inneren durch einen Gürtel recht werthlosen Landes getrennt zu sein, dessen schlechter Boden und dessen Wassermangel die Verwerthung eigentlich ausschließen.

Wiewol das sehr werthvolle Land an der Küste in jeder Hinsicht geeignet scheint, zum Plantagenbau zu ermuthigen, so ist wie gesagt die Gliederung des Landes doch keine günstige und deßhalb der Verkehr vor der Hand sehr schwer. Der „Pangani" sowol als der „Wami" sind nur auf ganz unerheblichen Strecken schiffbar und fast alles Land an ihren Ufern von Arabern oder Eingeborenen in Gebrauch genommen. Wenn auch mit der Zeit dieser Theil zu unserem

werthvollsten Besitz gehören wird, so scheint es doch kaum rathsam, unsere Kolonisationsbestrebungen hier zu beginnen. Die Natur selbst scheint uns den Fingerzeig zu geben, für unsere Erstlingsbestrebungen ein anderes Feld zu suchen.

Es bleibt uns der dritte, südlichste Theil unserer Besitzungen. Dieser erstreckt sich vom Wami bis „Rovuma". Auf den ersten Blick unterscheidet er sich von dem vorhergehenden Theil durch seine größere Ebenheit und geringere Höhenlage, außerdem liegen die höheren Gegenden weiter von der Küste entfernt. In klimatologischer Hinsicht dürfte der Unterschied gering sein, die Regenzeit tritt etwas früher ein und endet etwas eher. Unmittelbar an der Küste dürfte das Klima in gesundheitlicher Hinsicht weniger günstig sein, da das flache Land, wol meist Anschwemmungsproduct, Neigung zur Sumpfbildung zeigt.

In Bezug auf die Bevölkerung des Landes wissen wir, daß sich hier in der Nähe der Küste keine großen Stämme unter mächtigen Häuptlingen finden, sondern daß die Einwohner gegenseitig unabhängig von einander, Familien- oder Dörferweise zusammenleben, daher ihr Verkehr mit den Europäern nicht von der Laune eines einzigen, vielleicht habgierigen alten Negers abhängt. Letzteres, ein nicht zu übersehender Umstand, wird von wesentlichem Einfluß auf die Regelung der Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen sein, und seine Wichtigkeit wird namentlich bei Besprechung der Arbeiterfrage in den Vordergrund treten.

Bei Betrachtung des südlichen Theiles fällt uns indeß sofort seine günstige physicalische Beschaffenheit auf, nämlich in sofern, als ihm vier große Ströme angehören. Der „Wami", der „Kingani", der „Rufidji" und der „Rovuma". Unter diesen muß sich doch sicherlich einer finden, welcher geeignet ist, den Verkehr zwischen neu besiedelten Gebieten und alten Kulturorten, d. h. Märkten für die erzeugten Producte, zu

vermitteln. Zunächst würde man wol den Kingani oder Wami als Basis für unsere kolonisatorischen Operationen wählen wollen, weil beide sich gegenüber von Zanzibar ins Meer ergießen, sie uns also unmittelbar im Zusammenhang mit europäischer Kultur erhalten. Allein wir haben vom Wami schon gehört, daß er nur auf kurze Distance schiffbar ist. Bei beiden Flüssen macht sich aber noch ein Nachtheil gegen ihre Wahl als Operationsbasis geltend. Die Entwickelung unserer kolonisatorischen Unternehmungen muß in Ostafrika naturgemäß von der Küste aus gegen das Innere vor sich gehen. Schreiten wir nun in der Richtung der genannten Flüsse, z. B. des Wami, vorwärts, so stoßen wir sehr bald auf Gegenden, welche, selbst wenn sie auf dem Wasserwege erreichbar wären, dennoch der Ausbreitung der Kultur kein günstiges Feld bieten würden. Zu beiden Seiten des Oberlaufes des „Wami", zieht sich nämlich auf weite Strecken die „Makata-Ebene" hin. Wäre diese das einzige sich in den Weg stellende Hinderniß, so würde es doch schon dem Vordringen der Kultur eine schwer zu überwindende Schranke bieten. In der trockenen Zeit eine dürre verbrannte Gegend mit ziegelhartem Boden, in welchem weite Risse klaffen, wird sie in der Regenzeit ein tiefer undurchdringlicher Sumpf, welcher sogar den Eingeborenen den Durchgang wehrt.

Weiter westlich findet sich allerdings das fruchtbare Mukondogwa-Gebiet, welches indessen nur von geringer Ausdehnung ist und uns durch das Thal des Mukondogwa hindurch, den Weg in ein, der Makata-Ebene ähnliches Gebiet öffnet. Von hier bildet der Ort „Mpwapwa" den Uebergang in die Sandwüste Marengamkali und hieran reiht sich das viehreiche aber wasserarme Ugogo mit seiner wilden Bevölkerung und erst westlich von diesem kommt das reiche Unyamwezi mit dem arabischen Handelsort Tabora.

Verlockender schon wäre ein Vordringen in nordwestlicher

Richtung vom Mittellaufe des Wami. Wir gelangen auf diesem Wege in das fruchtbare aber wild zerklüftete Gebiet der „Nguru"-Berge deren Unzugänglichkeit und Entfernung von der Küste indessen zu ihrem Nachtheil in Betracht kommt, sodaß auch der Wami als Basis für unsere Kolonisationsbestrebungen sich nicht wol eignet.

Vortheilhafter liegen die Verhältnisse am „Kingani." Auch dieser ist nur für eine kurze Strecke befahrbar, obwol man während der Regenzeit mit flachen Booten fast bis zur Mündung des Geringeri gelangen kann. Hat man die traurige Gegend des Unterlaufes des Kingani hinter sich, so zeigt sein Mittellauf fruchtbare und werthvolle Ufergebilde, später gelangt man in das zwar kleine aber schöne Ukami, in welchem sich die Lugulu-Berge durch beträchtliche Höhe, kühles Klima und reichlichen Bestand von Nutz- und Bauholz auszeichnen. In westlicher Richtung von Ukami stoßen wir wieder auf den südlichen Theil der schon erwähnten „Makata-Ebene", womit das Entwickelungsgebiet unserer Kolonie abermals begrenzt ist. Wenn daher auch der Kingani die Anlagen einzelner Plantagen an seinen Ufern zu begünstigen scheint, so ist gleichwol von seiner Benutzung als Operationsbasis ebenfalls abzurathen.

Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn wir den Rufidji zu dem Ausgangspunkt, zur Basis für unsere Kolonisationsbestrebungen wählen. Dieser Fluß mündet gegenüber der Insel Mafia in das Meer. Obwol dies bedeutend weiter von Zanzibar entfernt ist, als die Wami- oder Kingani-Mündungen, so kommt dieser Umstand doch nicht in Betracht gegenüber den Vortheilen, welche die Benutzung dieses Stromes als Operationsbasis gewährt. Seine Mündung, obwol kein vorzüglicher natürlicher Hafen, — welche afrikanische Flußmündung böte auch einen solchen? — könnte doch leicht dazu gestaltet werden, wenn das Unternehmen der Kolonisation soweit gediehen wäre, derartige

DT44

Anlagen zu rechtfertigen, d. i. nothwendig zu machen. Die Simba-Ulanga-Mündung des Flusses bildet bei dem kleinen Orte Kikale eine Erweiterung, welche jetzt schon kleineren Schiffen einen Zufluchtsort gewähren kann und nur der helfenden Kunst bedarf, um als Hafen benutzt werden zu können. Der Eingang in den Rufidji ist zwar zur Zeit für größere Fahrzeuge noch schwierig wegen der Untiefen in der Biegung der Simba-Ulanga-Mündung, allein Dampfbarkassen sind schon in den Fluß eingelaufen und haben ihn eine kurze Strecke weit befahren, auf diese würde natürlich vor der Hand der Verkehr angewiesen sein. Außerdem würde man Boote ohne Kiel zu construiren haben, von genügender Breite und Länge, ähnlich den Kähnen, wie man sie jeden Tag in den Spreecanälen in Berlin fahren sehen kann. Für solche findet sich in dem ganzen Laufe des Rufidji durch eine Entfernung von anderthalb Längengraden kein nennenswerthes Hinderniß, wie ich auf einer Fahrt flußabwärts constatiren konnte. Diese Fahrt begann unweit von den Panganifällen, welche der Fluß weiter landeinwärts bildet und erstreckte sich bis etwas östlich von der Stelle, wo ein alter Arm des Rufidji, dessen Abzweigung man kaum wahrnehmen kann, sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigt. Hier wurden mir von feindseligen Eingeborenen meine Boote abgenommen und ich war gezwungen, meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Allein auf der ganzen befahrenen Strecke fand sich keine Stelle, wo nicht ein Kahn der erwähnten Art hätte fahren können. Noch zweckmäßiger, aber auch theuerer würden Boote der Art sein, wie sie von der englischen Regierung während der letzten Nilexpedition verwandt wurden. Dieselben waren 30—32 Fuß lang, 4—8 Fuß breit und hatten bei einer Belastung von 90 Centnern einen Tiefgang von nur 18 Zoll bei 16 Zoll Bord über Wasserlinie. Allerdings kostete jedes Boot 75—85 Pcs., sie bewährten sich aber ganz vorzüglich

unter so schwierigen Verhältnissen, wie sie überdies bei ihrer Verwendung in Ost-Afrika ausgeschlossen sein würden. Das Bett des Rufidji zeigt allerdings Neigung zum Versanden; wo heute gutes Fahrwasser ist, erhebt sich vielleicht nach wenigen Tagen eine Sandbank und man muß das tiefe Wasser an einer anderen Stelle aufsuchen. Allein es wird nicht schwer halten, diese Stellen kennen zu lernen und durch geringe Nachhülfe das Strombett frei zu halten. Man braucht hier nicht gleich kostbare Stromregulierungsarbeiten vorzunehmen, sondern man begnügt sich im Anfang mit geringeren Aushülfen, wie sie z. B. das sogenannte „Wattlingsystem" ermöglicht. Wo der Strom Neigung zum Versanden zeigt, schlägt man seinem Laufe entlang zwei sich gegenüber liegende Reihen Pfähle in das Wasser, welche man unter einander mit einer Art Flechtwerk verbindet, so daß der Fluß zwischen zwei Wänden zu fließen scheint. An der Einflußstelle sind die Wände etwas weiter von einander entfernt als am anderen Ende. Die entstehende Strömung hält nun selbst die mittlere Rinne rein, während der Sand sich außerhalb der Flechtwerke ablagert und neue Ufer bildet. Wo Holz in Menge vorhanden ist, wie am Rufidji, ist solches Flechtwerk leicht und billig herzustellen. Die Methode soll sich gut bewähren. Die vielgeschmähten Mangrovebüsche z. B. bieten vorzügliches Material für diesen Zweck. Das Holz ist gerade und lang und verfault nicht leicht im Wasser. Auf ähnliche Weise könnten an anderen Stellen Bunen angebracht werden, welche vom Ufer aus in den Strom hineinragen und sein Flußbett verengend, das Wasser schneller zu fließen zwingen. Wie schon hervorgehoben, werden indessen derartige Arbeiten nur in geringem Maaße erforderlich sein, da für flache Fahrzeuge überall genügend Wasser vorhanden ist.

Während der Fluß selbst uns den Verkehr und Transport

D 14

auf erhebliche Entfernung ermöglicht, finden wir an ſeinen Ufern Stellen, welche uns zur Kultivation einladen. Die meiſten Vortheile ſcheint uns die Gegend unweit weſtlich des kleinen, vorhin erwähnten Ortes Kikale zu bieten. Hier durchbricht der Rufidji einen, die Küſte durch viele Breitengrade begleitenden Höhenzug, welcher ſich durchſchnittlich bis zu einer Höhe von 300 Fuß erhebt, obwol einzelne Spitzen eine weit bedeutendere Erhebung aufzuweiſen haben, und welcher oft eine beträchtliche oſtweſtliche Ausdehnung beſitzt. Dieſer Höhenzug wird durchſchnitten von einer Anzahl kleiner Waſſerrinnen, welche zur künſtlichen Bewäſſerung angelegter Plantagen benutzt werden könnten. Außerdem fängt derſelbe faſt das ganze Jahr hindurch die feuchtigkeitsſchwangeren Seewinde auf, und wo in Afrika Feuchtigkeit vorhanden, fehlt auch die Fruchtbarkeit nicht. Dieſer Höhenzug iſt der Ort auf welchem, als den geeignetſten Ausgangspunkt für unſere koloniſatoriſchen Beſtrebungen, die Natur ſelbſt hinzuweiſen ſcheint. Der Fluß iſt in unmittelbarer Nähe, und wenn ſelbſt auch direct an ſeinen Ufern keine Plantage angelegt werden könnte, ſo wäre er doch unſchwer von den Plantagen aus mittels Ochſenkarren zu erreichen. Zu dieſem Zweck iſt es nicht nöthig, große Summen für Chauſſeebau auszugeben, man fällt nur die im Wege ſtehenden Bäume, füllt hier ein Loch aus, trägt dort eine ſchiefe Stelle ein wenig ab und fährt los. Im Uebrigen ſucht man die geeignetſten ebenen Stellen aus, wo das Gefährt am bequemſten paſſiren kann, ohne Gefahr zu nehmen. Das Verfahren iſt in der That kein anderes. Die auf dieſe Art entſtehenden Wege bilden noch heute faſt die einzigen Verkehrſtraßen in Süd-Afrika, einem ſtaatlich geregelten und in Bezug auf Handel und Verkehr wol entwickelten Lande; es iſt alſo wol anzunehmen, daß ſie auch den Bedürfniſſen einer erſt im Entſtehen begriffenen Kolonie genügen werden.

Indeſſen nicht lediglich auf den erwähnten Höhenzug ſind wir bezüglich unſerer Kultivationsbeſtrebungen angewieſen, auch ſtromaufwärts finden wir Landſtriche, welche uns günſtige Ausſichten eröffnen. Bei den Panganifällen, einem Punkte weit im Innern, welcher die Grenze der Schiffbarkeit des Rufidji bezeichnet, ſtoßen wir ſchließlich abermals auf einen dem vorigen ähnlichen Höhenzug.

Aber auch der Weiterentwickelung unſerer Kolonie in der angedeuteten Weiſe ſteht hier kein Hinderniß entgegen. Anſtatt bei unſerem weiteren Vordringen auf werthloſe Gegenden zu ſtoßen, gelangen wir in das außerordentlich fruchtbare Gebiet des „Ulanga“ oder oberen Rufidji. Allerdings iſt dieſer Uebergang nicht unmittelbar, ſondern von den vorher erwähnten Panganifällen aus iſt der Rufidji, welcher hier erſt dieſen Namen erhält und von den hier ſich vereinigenden Flüſſen „Ulanga“ und „Ruaha“ gebildet wird, auf eine Strecke weit, bis zu den Suguli-Fällen, unbefahrbar, und erſt hinter dieſen, alſo ſtromaufwärts, beſitzt er wieder eine Größe und Tiefe, welche ihn für größere Flußdampfer befahrbar macht. Von hier beſchreibt der Fluß einen großen Bogen öſtlich vom Nyaſſa-See und auf ſeinem ganzen Laufe fand ich während einer langen Bootfahrt ſtromauf- und ſtromabwärts nicht eine Stelle, welche nicht ſelbſt größeren Fahrzeugen die Fahrt geſtattet hätte. In ſeinem oberen Laufe tritt dieſer Fluß bis faſt unmittelbar an die 6000 Fuß hohen Uhehe Berge heran, welche das Hochplateau von Uhehe und Ubena bilden und mit ihrem kühlen Klima reichlichen, wenn auch kleinen Waſſerläufen und großen Rindviehheerden dem Koloniſten ein dem Oranje-Freiſtaat Süd-Afrika's ähnliches Anſiedlungsgebiet verheißen. Es iſt ein nicht gering anzuſchlagender Vortheil, daß dieſe hochgelegenen Gebiete direct auf dem Waſſerwege zu erreichen ſind, ein Umſtand, welcher ſich wol ſo leicht nicht wieder in Oſt-Afrika finden

dürfte. Die Kommunication würde in der vorher schon angedeuteten Weise herzustellen sein, daß in den bergigen Gegenden Vieh gezüchtet und zum Ziehen verwandt würde. Mit den Ochsenkarren ließe sich dann der Fluß erreichen. Damit ist ein zunächst vollkommen entsprechender Verkehr hergestellt. Die vorher erwähnte unschiffbare Strecke des Rusidji, oder wie man den Fluß hier eigentlich noch nennen müßte, „Ulanga" wäre durch eine ähnliche Kommunicationseinrichtung zu umgehen. An jedem Ende der Strecke müßte man, falls sie noch nicht vorhanden wären, einige Dörfer Eingeborener ansiedeln und ihnen eine Anzahl Esel zur Nutzung übergeben, diese Esel, in kleine zweirädrige Karren gespannt, müßten den Transport zwischen den Fällen, also den beiden schiffbaren Theilen des Flusses, vermitteln. Esel wären hier dem Hornvieh vorzuziehen, weil der Boden steinig ist, die Hufe von Ochsen daher stark angegriffen werden würden, und weil die „Tsetse"-Fliege vorkommt, welche zwar dem Rindvieh verderblich ist, aber dem Esel nicht schadet. Schließlich fände sich auch die Möglichkeit, hier einen Transport durch Eingeborene einzurichten, in der Weise, wie dieser jetzt im ganzen Lande bewerkstelligt wird. Es würde sich nur darum handeln, diesen Transport regelmäßig und billig herzustellen. Wir würden naturgemäß auf die Bevölkerung des Landes angewiesen sein, welche sich augenblicklich noch nicht dazu versteht, eine solche Aufgabe mit Regelmäßigkeit zu erfüllen; in wieweit und in welcher Weise sie in dieser Richtung zu beeinflussen ist, werden wir später ersehen, jedenfalls ist die Bevölkerung dieser Gegend eine solche, daß, wenn wir erst den später zu besprechenden Einfluß auf sie werden ausüben können, sie die am besten geeignete sein wird, diesen Transport zu vermitteln. Noch ein Umstand, dessen Erwähnung nicht unterlassen werden darf, ist der, daß der Nyassa-See weit näher der Küste sich befindet, als irgend ein anderer

der großen Seeen und daß man sich diesen durch den Ulanga bis auf kurze Entfernung nähern kann. Hierdurch sowol als in Folge der hier dichten Bevölkerung bieten sich in der That verlockende Aussichten für die Errichtung von Handelsunternehmungen.

Ueber die Einzelheiten des Verfahrens in unseren kolonisatorischen Unternehmungen werden wir erst schlüssig werden können, nachdem wir uns völlig klar geworden sind über das Ziel, welches wir eigentlich zu erreichen gedenken. Es genügt nicht die Absicht auszusprechen, man wolle koloniſiren, bringt auch diesen Begriff nicht durch Anlage einer Handelsfactorei oder einer Plantage zum Ausdruck. Vielmehr ist der Begriff „Kolonie“ ein vielseitiger. Er zerfällt in Theile.

Es giebt nämlich:

1. Handels-
2. Besiedlungs-
3. Betriebs-Kolonien.

Jeder dieser Theile (Unterabtheilungen) des Hauptbegriffs „Kolonie“ setzt einen anderen Entstehungsproceß voraus.

Die Kolonie an sich aber (der Hauptbegriff) kann wiederum eine zweifache Unterlage haben:

1. staatliche
2. kommercielle,

die erstere charakteristisch für die romanischen (hauptsächlich Franzosen), die andere charakteristisch für die germanischen Völker (Engländer und Holländer).

Es tritt an unsere Kolonisatoren die Frage heran, welche Art der Kolonisation sie im Hinblick auf das zu koloniſirende Land betreiben wollen und welches der beiden Systeme das romanische oder germanische sie anzuwenden beabsichtigen. Man hat, wie gesagt, Kolonisation eingetheilt in Handels-, Besiedlungs- und Betriebskolonisation.

Obwol jeder dieser Theile ein Ganzes für sich bildet,

ſo iſt es doch ſchwer, in der Praxis eine ſcharfe Grenze zu ziehen. In jeder Art der Kolonie wird mehr oder weniger Handel getrieben und ſelbſt in den reinſten Handelsniederlaſſungen fehlt es nicht an mancherlei Art des Betriebes.

Unter „Handelskolonie“ — erinnern wir uns, daß hier von der Koloniſation uncivilisirter Länder geſprochen wird, — verſteht man eine ſolche Niederlaſſung, in welcher hauptſächlich Tauſchhandel getrieben wird. Eine ſolche wird da am erſten entſtehen, wo natürliche Producte in reichlichem Maaße vorhanden ſind und eine Bevölkerung, welche dieſe Producte kennt und ſie gegen andere Gegenſtände, meiſt europäiſchen Urſprunges, auszutauſchen geneigt iſt. Daß dieſe Mode der Erſchließung eines Landes nur ſelten große kulturelle Erfolge aufzuweiſen haben wird, liegt auf der Hand. Im letzten Falle werden die Factoreien ſich in der Zahl mehren, niemals werden die Eingeborenen civiliſirt, das Land als ſolches verwerthet werden. Im Gegentheil. Dieſes Verfahren bedingt gewöhnlich Raubbau. Ohne Rückſicht auf deren Fortbeſtand, wird der Eingeborene die im Handel verlangten Rohproducte ausrotten, um den momentanen Vortheil des Erlöſes ſich zu ſichern. Auch der Europäer wird ohne Rückſicht auf dieſen Umſtand das Product aufkaufen, ohne für deſſen Erhaltung auch in der Zukunft Sorge zu tragen. Bei Handelskoloniſation iſt der Handel eben nur ſich Selbſtzweck und heißt hier Gelderwerb, der Händler darf ſich daher dieſes Verfahren wol geſtatten, allein der Koloniſator muß dem Intereſſe ſpäterer Generationen Rechnung tragen. Sein Verfahren wird daher ein anderes ſein müſſen. Er hat ſeiner Kolonie das aus dem Verkauf ihrer Rohproducte entſpringende Einkommen, auch deren Erhaltung und Fortpflanzung zu ſichern. In Beziehung auf den Raubbau will ich nur Elfenbein und Kautſchuk erwähnen. Erſteres wird bei der jetzigen Ausbeutung nur noch ver-

hältnißmäßig wenige Jahre einen Handelsartikel liefern. Müssen doch jetzt schon die „Elfenbeincaravanen“ tief in das Innere Afrika's sich begeben, um des kostbaren Artikels überhaupt noch habhaft zu werden. Von Jahr zu Jahr wird der Elephant in kleinere Districte eingeschränkt und mehr und mehr aussterben, wenn ihm nicht, wie in Indien, Pflege und Schonung zu Theil wird. Es wird eine dankbare Aufgabe und eine der vornehmsten Aufgaben sein, den Elephanten der Natur zu erhalten und ihn dem Dienste des Menschen zuzuführen.

Obwol Kautschuk jährlich in großen Mengen von Ost-Afrika exportirt wird, so ist doch die Pflanze selbst stark im Abnehmen begriffen, da der gedankenlose Neger ja keinen Augenblick überlegt, daß er die Henne tötet, welche ihm die goldenen Eier legt, wenn er eine frisch gefundene Pflanze mit Stumpf und Stiel ausrottet. Während, wie die Hindoo-kaufleute erzählen, früher das Kautschuk massenhaft in die kleinen Küstenorte, aus deren nächster Umgebung gebracht wurde, müssen gleichfalls die Händler jetzt schon weite Reisen bis tief in das Innere machen, um noch dieselben Quantitäten wie früher aufzutreiben. Ich selbst traf solche Händler am oberen Ulanga, wo sie ein Kautschuk geringerer Qualität begierig aufkauften. Die Landolphia-Ranke, welche das beste Kautschuk liefert, scheint im weiten Innern nur selten vorzukommen, allerdings ist das mit Bestimmtheit noch nicht festgestellt. Noch ein Uebel, welches der Handel und die Factoreien gewöhnlich mit sich zu bringen pflegen, ist das Alcohol. Der schädliche Einfluß desselben bedarf der Erörterung nicht mehr. Nur mag darauf als auf eine Folge schlimmster Wirkung hingewiesen werden, das sein Genuß dem Müßiggange des Negers Vorschub leistet, infolge dessen dem ohnehin geplagten Weibe des Negers nun außer der Beschaffung des gewöhnlichen Unterhaltes auch noch der Er-

werb derjenigen Producte aufgebürdet wird, aus deren Erlös der schwarze Herr Gemahl die Rechnung für „Getränke“ bestreitet. Bei den Somali, welche Mohammedaner sind, würde die Einführung von Alcohol zunächst nicht in gleichem Maße schädlich sein, da ihre Religion ihnen den Genuß desselben verbietet, und dem Verbote selten zuwider gehandelt wird.

Aus den angeführten Gründen möchte ich natürlich, ohne den Handel in unseren Kolonien auszuschließen, solche specifische Handelskolonisation, d. h. Anlage von Factoreien, welche keinen anderen Zweck als nur den Handel verfolgen, in solche Theile unserer Gebiete verweisen, welche für andere Art der Kolonisation vor der Hand noch nicht zugänglich sind, z. B. die Somaliländer oder die Gebiete der Gallas. Die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung wird uns aber auch hier in der mehr oder weniger noch unvermeidlichen Anwendung des Raubsystems die erforderlichen Schranken auferlegen. In das Land einzudringen, um es auf andere Weise zu verwerthen, erlaubt uns vor der Hand der Charakter der Eingeborenen nicht. Bei den Nachtheilen dieser Art des Handelsbetriebes darf indessen nicht außer Acht gelassen werden, daß in ihm gerade wieder das wirksamste Mittel zu finden ist, sonst unzugängliche Eingeborene allmählich an den Verkehr mit Europäern zu gewöhnen. Aus diesem Grunde ist ebenfalls das Somaliland das richtige Gebiet für Errichtung von Handelsfactoreien. Sie gewährleisten die Möglichkeit, später der Entwickelung und Verwerthung dieses Landes auf andere Weise näher zu treten.

Einen ganz anderen Weg als den vorher geschilderten durchläuft in ihrer Entstehung eine Besiedelungs-Kolonie. Diese bildet sich da, wo klimatische Verhältnisse und eine günstige physikalische Beschaffenheit des zu kolonisirenden Landes Ansiedelungen großer Menschenmengen gestatten. Man wird finden, daß in solchen Gegenden die Ansiedler sich meist

mit geringem Grundbesitz begnügen, auf welchem sie Ackerbau treiben. In verhältnißmäßig kurzer Zeit bilden sich dann Städte und hierdurch Absatzgebiete für die Naturproducte, so daß der kleine Farmer auch geringe Quantitäten der Producte seines kleinen Grundbesitzes verwerthen kann. In dieser Weise ist Amerika bevölkert und kolonisirt worden, doch bot dieses Land für Besiedelungskolonisation Vortheile, wie man sie vergeblich ein zweites Mal auf der Erde suchen wird.

Diese Art der Kolonisation ist zunächst in Afrika ausgeschlossen. Das Klima würde nur in wenigen Gegenden dem Europäer gestatten, die auf einer kleinen Farm erforderlichen Arbeiten selbst zu verrichten. Die Gegenden, wo es der Fall sein könnte, am Kilimandjaro und auf dem Hochplateau von Uhehe, sind weit von der Küste entfernt, und deshalb für den einzelnen, auf eigene, meist geringe Mittel, angewiesenen Kolonisten, unerreichbar. Ferner ist die physikalische Beschaffenheit Afrikas, wenigstens des jetzt in Betracht kommenden Theiles, für eine rasche Entwickelung durch zahlreiche Besiedelung ungünstig. Der Verkehr wird sich an ganz bestimmte Strecken binden und selbst auf diesen würden die Erträge einer kleinen Farm keine genügende Verwerthung finden.

Außerdem ist das nicht hinwegzuleugnende Fieber ein Hinderniß für Besiedelungskolonisation, da der einzelne Kolonist zeitweise durch dieses verhindert werden wird, seinen Arbeiten obzuliegen. Schließlich sind vor der Hand die Anlage- und Betriebskosten aller Unternehmen noch zu bedeutend, um dem Einzelnen die Möglichkeit zu bieten, so billig produciren zu können, daß er für seine Produkte Absatz findet.

Es bleibt die sogenannte Betriebskolonisation; sehen wir nun zu, in wie weit diese in Ost-Afrika anwendbar ist.

Unter Betriebskolonisation versteht man Verwerthung

des Landes in der Weise, daß an bestimmten Punkten Unternehmungen, bestehend aus Ackerbau, Minenwesen ꝛc., durch die Arbeit von dazu geeigneten farbigen Arbeitern, meist wol Eingeborenen des Landes, unter Oberaufsicht und Leitung von Europäern, ins Leben treten. In nächster Umgebung dieser „Kolonisationscentren" mag die Natur noch in aller Urwüchsigkeit belassen werden. Nur nach Bedürfniß und Zweckmäßigkeit ist an entsprechender Stelle wiederum eine Anlage zu machen und so fort, lediglich nach Maßgabe des Bedürfnisses.

Java kann als erläuterndes Beispiel dienen. Da wir bis jetzt in Ost-Afrika noch keine Metalle in abbauwürdigen Mengen vorgefunden haben, so würde Minenbau wegfallen. Für die hier zuständige Art des Betriebes wird man das anschaulichere Wort „Plantagenbau" anzuwenden haben. Für die durch denselben zu erzielenden Producte sind in Ost-Afrika die Voraussetzungen gegeben. Fast alle tropischen Producte scheinen zu gedeihen. Ich nenne nur Kaffee, Indigo, Vanille, Cacao. Allein die Producte, welche die meisten Aussichten auf baldige Rentabilität zu bieten scheinen, sind Baumwolle und Tabak. Beide Gewächse kommen im Lande wild vor und kleine Proben, welche mit dem Anbau gemacht worden sind, scheinen günstige Resultate geliefert zu haben. Wenn die Kautschuk-Pflanze, anstatt ausgerottet zu werden, an feuchten Stellen, welche sie liebt, immer wieder nachgepflanzt würde, so dürfte aus diesem Product eine erhebliche Einnahmequelle zu erzielen sein.

In einer Betriebskolonie soll die erforderliche Arbeit durch Eingeborene verrichtet werden. Wenn wir uns nun in Ost-Afrika umblicken, so gewahren wir gerade in unseren Gebieten eine so zahlreiche Bevölkerung, daß wir keinen Augenblick im Zweifel zu sein brauchen, woher wir die Arbeiter zu nehmen haben; es fragt sich nur, ob wir sie ver-

anlassen können, die zu unseren Zwecken nöthige Arbeit regelmäßig und zu angemessenen Preisen zu verrichten.

Noch Eines darf bei der Besprechung von Betriebskolonisation nicht außer Acht gelassen werden, es ist dies der Umstand, daß diese Art des Vorgehens auf Gegenden anwendbar ist, welche sich für Besiedelungskolonisation aus Gesundheitsrücksichten ungeeignet erweisen würden. Selbst in ungesunderen Gegenden ist sie durchführbar, da der einzelne Europäer sich besser gegen den Einfluß des Klimas schützen kann, als die Menge, welche noch dazu auf die eigene Arbeit angewiesen sein würde. Ferner ist für Plantagenunternehmungen das schon ein großes Gebiet, was erst einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Kolonisten Raum zur Ansiedlung gewähren würde.

Für Plantagenwirthschaft genügt ein Flußlauf wie der des Rusidji als Verkehrsstraße, wenigstens vor der Hand. Wollte man hier die Gegend besiedeln, so würden künstliche Verkehrswege bald nöthig werden. Schließlich wissen wir ja schon, daß das Klima uns die Besiedelung dieser Gegenden wenigstens vorläufig verbietet.

Auch vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, scheint Betriebskolonisation die für uns passendste Methode zu sein. Die Eingeborenen werden zahlreich mit den Europäern in Verkehr zu treten gezwungen, und es wird möglich werden, durch die über sie zu übende Controlle einen civilisatorischen Einfluß auszuüben, sie mit einem Wort zu Arbeitern und somit zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen und zu bilden. Wir wissen nun, welche Art der Kolonisation sich für die gegebenen Verhältnisse als die geeignetste darstellt, und können uns mit der Frage beschäftigen, auf welcher Unterlage wir unsere Kolonisation aufbauen wollen, auf der staatlichen oder auf der kommerziellen.

Gegen das sofortige Eingreifen staatlicher Maßnahmen

D 144

machen sich so schwer wiegende Gründe geltend, daß wir nach kurzer Betrachtung derselben von deren Einführung abstehen werden. Unter staatlichen Maßnahmen verstehe ich zunächst nicht Verordnungen, welche vom „Staate", also vom Reich, erlassen werden, sondern solche Schritte, welche den Zweck haben, eine staatliche Verfassung, staatliche Zustände einzuführen oder solche Anordnungen, welche man in einem bereits geregelten Staatswesen, wo Verständniß für dieselben herrscht, und wo ihre Durchführung möglich ist, geben kann, kurz: solche Maßnahmen, welche einen in staatlichen Funktionen sich offenbarenden Herrschaftswillen zum Ausdruck bringen.

Staatliche Maßnahmen, welche naturgemäß in Gebote und Verbote zu kleiden sind, sind schon deßhalb schwierig einzuführen, weil wir unserer ganzen Kenntniß des Landes und seiner Bewohner halber vor der Hand gar nicht wissen, was wir mit Aussicht auf Erfolg gebieten und verbieten sollen. Wir würden also ein System von Geboten und Verboten, gebrauchen wir dafür den bequemeren, beides einbegreifenden Ausdruck „Erlasse", einzuführen haben, welche in Europa fabricirt und zum größten Theil auf europäische Anschauungen gegründet sein würden. Ihre consequente Durchführung aber würde auf die größten practischen Schwierigkeiten stoßen, ganz abgesehen davon, ob die starre Durchführung der den Verhältnissen nicht einmal entsprechenden Maßnahmen überhaupt zu rechtfertigen ist. Vor Allem aber ist, um auf staatlicher Basis mit Erfolg zu kolonisiren, eine gänzlich unanzweifelbare Macht nöthig, welche als Executivgewalt die Durchführung angeordneter Maßregeln eventuell erzwingen, Vergehen gegen solche, bestrafen kann. Beispiele werden hier erklärender wirken als Erörterungen. Die Franzosen legen in ihren Kolonien das Hauptgewicht auf das Regieren des Landes, d. h. in die Inkraftsetzung des Buchstabens des

Geſetzes. Inwieweit ihre Adminiſtrative für die Entwickelung der Kolonie von Vortheil iſt, kommt erſt in zweiter Linie in Betracht. Welche Folgen dies für die ſo regierten Länder hat, erhellt aus dem, was uns Hübbe-Schleiden in ſeinem Werke „Ethiopien“ über die Zuſtände im franzöſiſchen Weſtafrika erzählt. Nicht allein widerſpricht hier ein Erlaß dem anderen, ſondern es ſcheinen nur diejenigen in Kraft zu ſtehen, welche, weil ſie im Allgemeinen von humanen Anſchauungen ausgehen, aber nur dem Buchſtaben nach ausgeführt werden, den Europäer gegenüber dem Schwarzen entſchieden benachtheiligen.

Wie ſehr eine ſtaatliche Koloniſation der Executivgewalt und zwar einer unfraglichen ſolchen bedarf, geht ebenfalls aus Hübbe-Schleidens Erzählung von den franzöſiſchen Booterpeditionen hervor, welche ausgeſandt werden, um Beſtrafungen an räuberiſchen Eingeborenen zu vollziehen und aus Ohnmacht mit dem Verbrennen einer leeren Hütte enden, ohne dadurch die Zuſtände, welche ſtrafende Maßregeln nöthig machen, im geringſten gebeſſert oder abgeändert zu haben.

Wie ſehr ſticht gegen dieſes Verfahren das Vorgehen unſerer Kriegsſchiffe in Weſtafrika und der Südſee ab.

Auf der anderen Seite läßt ſich hinwieder nicht leugnen, daß unſere Koloniſationsbeſtrebungen nicht ſehr gedeihen würden, wenn wir uns darauf capriciren wollten, jeden Verſtoß der Eingeborenen gegen unſere ſtaatlichen Anordnungen durch Kriegsſchiffe ahnden zu wollen. Wie ſollte dies außerdem da geſchehen, wo das Vergehen ſo weit von der Küſte ſtattgefunden hat, daß deſſen Schauplatz von der Beſatzung des ſtrafenden Kriegsſchiffes nicht erreicht werden kann? Wir ſetzen uns alſo entweder der entſchiedenſten Inconſequenz aus, indem wir nur Vergehen beſtrafen, welche an der Küſte ſtattfanden, oder müſſen mit großem Koſtenaufwande, denn ohne ſolchen

ist es nicht möglich, die Mittel schaffen, überall, also auch im Innern, durchgreifend vorgehen zu können.

Der Kostenaufwand ist ein Grund, welcher noch besonders bestimmt, von sofortiger Einführung staatlicher Einrichtungen abzusehen. Diese können nur mit einem speciell dazu eingerichteten Apparate, einem eigenen Stabe, durchgeführt werden. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher große Kosten für seine Unterhaltung sowol, als auch für die Durchführung seiner Aufgabe beanspruchen wird. Es ist ausgeschlossen, daß der Händler, der Pflanzer oder sonstige Kolonist im Stande sei, die Arbeiten eines geschulten Staatsbeamten zu verrichten, oder wenn er es kann, ihnen zu gleicher Zeit mit seinen technischen Arbeiten obliege. Ebenso wenig wird man dem Verwaltungsbeamten zumuthen können, zu gleicher Zeit mit seinen amtlichen Functionen die Arbeiten eines Plantagenaufsehers zu übernehmen. Man sieht also, daß ein getrenntes Beamtenpersonal da nöthig sein wird, wo man von Anfang an im Rahmen staatlicher Verhältnisse arbeiten will. Die hierdurch erwachsenden, nicht unbeträchtlichen Kosten fallen aber weg, das Unternehmen kann also mit geringeren Mitteln durchgeführt werden, wenn wir es nicht von Anfang an in ein staatliches Gewand kleiden. Was nun gar die oft angeregte Verstaatlichung unseres Kolonisationswesens anbetrifft, so sprechen obige Gründe gleichfalls gegen diese. Dazu kommt, daß das Reich aus politischen Gründen in manchen Fällen würde Rücksichten zu nehmen haben, welche bei Privatunternehmen wegfielen.

Es wird nach dem Gesagten an Stelle der staatlichen die kommercielle Unterlage zu wählen sein, aus welcher heraus sich indessen die staatliche Verwaltung eines Landes mit der Zeit von selbst entwickeln kann, besonders da wir Zeit gewinnen, in welcher wir lernen können, in welcher Richtung unsere administrative Thätigkeit besonders in Kraft treten

muß. Nicht mechaniſch läßt ſich in einem Haufen ungeordneter Wilder durch bloße Verordnungen ein geregeltes Volksleben ſchaffen. Deſſen Nothwendigkeit und Erſprießlichkeit muß dem Wilden durch eigene Anſchauung im täglichen Zuſammenleben mit den civiliſirten Menſchen erſt verſtändlich gemacht werden. Dem Beiſpiele, nicht Beweisgründen, iſt der Neger zugänglich. Die ſtricte Befolgung von Erlaſſen müßte gegebenen Falles, vielleicht unter den mißlichſten Umſtänden von dem Neger erzwungen werden, in das Werdende aber, was vor ſeinen Augen entſteht, fügt ſich der Neger wie ein Kind in ſeine Erziehung; beide können nicht anders. Um zu erziehen, müſſen wir indeſſen gewiſſe Grundſätze uns zu eigen machen, welche uns bei der Erziehung zu unſerer Richtſchnur dienen. Unſere eigenen Kinder bilden wir nach uns ſelbſt und lehren ſie innerhalb von Alters her geregelten Pfaden zu wandeln. Um daſſelbe mit Erfolg bei den Schwarzen zu thun, müſſen wir dieſe ſelbſt erſt, ihre Sitten und Gebräuche, kennen lernen, um aus dieſen heraus vermöge unſerer überlegenen Einſicht ihnen das Ziel begreiflich zu machen, zu deſſen Erreichung wir ihnen durch unſer Beiſpiel die Wege weiſen. Verſetzt man den wilden Neger plötzlich auf eine breite europäiſche Chauſſee, ſo wird er kaum wahrnehmen, daß er ſich auf einem Wege befindet, dieſer wird ihm als offenes Feld erſcheinen, auf welchem er ſich verlieren kann. Auf dem engen ſchmalen Fußpfad ſeiner eigenen Heimat dagegen ſchreitet er raſch genug vorwärts. So müſſen alſo auch Verordnungen für Neger deren Verſtändniß und Rechtsanſchauung angepaßt ſein. Montesquieu ſagt in ſeinem „Esprit des lois“, daß Geſetze ſich der Natur des Landes, in welchem ſie gelten ſollen, anpaſſen müſſen, ſie müſſen dem Grade von Freiheit entſprechen, welchen ein Volk vertragen kann; ſie müſſen aus den Verhältniſſen entſtehen, nicht dieſen aufgepfropft werden.

Aus den vorangegangenen Ausführungen wird sich die Richtigkeit folgenden Satzes herleiten, welcher nicht allein bei Einführung von staatlichen Maßnahmen, sondern bei allen unseren Kolonisationsbestrebungen maßgebend sein sollte. Er lautet: Man versuche nicht afrikanische Kolonisation nach Grundsätzen durchzuführen, welche lediglich aus der Beurtheilung europäischer Verhältnisse gewonnen sind, sondern man gestalte das Kolonisationssystem im engsten Anschluß an die Verhältnisse des Landes, in welchem es zur Geltung kommen soll. —

Dem kolonisatorischen Unternehmen eine kommercielle Basis geben, erklärt man wol am besten in der Weise, daß man es vor der Hand lediglich als ein kaufmännisches betrachtet und alle Maßnahmen von diesem Gesichtspunkt aus ergreift. Diese werden also zunächst mit der Administration des Landes sich nur so weit zu befassen haben, als dieselbe zu der Rentabilität des Unternehmens erforderlich ist. Dieses muß, wie schon gesagt, anfänglich unser leitender Gedanke sein. Es wird daher unsere Administrative sich zunächst nicht auf das Land und Volk als solches, sondern auf den Ort unserer Niederlassung zu erstrecken haben und auch hier meist nur negativer Art sein müssen, d. h. aus Verboten bestehen. Die Befolgung dieser ist leichter zu erzwingen und die Erkenntniß dessen, was verboten, leichter, als dessen, was geboten werden muß. Die einzelnen Maßnahmen, um unser Unternehmen auf eine kommercielle Basis zu bringen, wollen wir besprechen, wenn deren Zweck klar gelegt und damit deren Nothwendigkeit erwiesen sein wird. Vor der Hand wollen wir noch einmal ganz besonders betonen, daß es sich in unseren neuen Kolonien nicht in erster Linie darum handelt, Sicherheit für die Person und den Besitz und geordnetes Volksleben unter den Eingeborenen zu schaffen. Für das Leben und den Besitz des Einzelnen ist wenig zu fürchten

und von dem geordneten Volksleben ziehen wir keinen Nutzen. Unsere erste Aufgabe ist vielmehr, etwas zu schaffen, was der Kolonie den Werth verleiht, den sie haben muß, um ihren Besitz auch überhaupt wünschenswerth zu machen. Erst wenn dieser Werth vorhanden, wird die Aufgabe an uns herantreten, die Verhältnisse im Lande so zu ordnen, daß sie die Garantie für die Sicherheit dieses Besitzes bieten. Nicht von Anfang an regieren, sondern erst etwas schaffen, was des Regierens werth ist!

Es fragt sich nun, unter welchen Umständen eine Kolonie des Besitzes, also des Regierens werth ist. Könnten wir in Afrika Besiedelungskolonisation treiben, so wäre die Frage gelöst, da durch die Anwesenheit von tausenden unserer Landsleute auch von selbst eine enge Zusammengehörigkeit mit dem Reich bedingt und Handel und Production in ganz anderer Weise vor sich gehen würde, als dies jetzt der Fall sein kann. Gesetzt auch, irgend ein oder mehrere Privatunternehmen gedeihen vorzüglich in unseren Kolonien, so wäre hierin immer noch kein Grund zu finden, den betreffenden Ort als deutsche Kolonie in Besitz zu halten, das Unternehmen könnte ja auch unter anderer Staatsoberhoheit gedeihen und seine Begründer bereichern. Es muß also schon ein allgemeiner, der ganzen Nation zu Gute kommender Nutzen sein, welcher unseren Kolonien entsprießen muß, ehe sie auch für die Nation des Besitzes werth werden. Ist dieser Nutzen nicht von Anfang an vorhanden, so muß wenigstens die Möglichkeit existiren, ihn in das Leben zu rufen. Welcher Art dieser Nutzen sein wird, geht schon aus der Richtung hervor, welche wir unserem Kolonisationsunternehmen geben. Die Besiedelungskolonie nimmt unsere überschüssige Bevölkerung auf, aus der Handeskolonie beziehen wir Rohproducte im Austausch gegen unsere Industrieerzeugnisse. Die Betriebskolonie soll in gewisser Weise beides in

sich vereinigen. Allein es liegt eine Gefahr darin, den neuen Länderbesitz nur als Productionsgebiet von Rohproducten und als Entnehmer von überschüssiger Bevölkerung aufzufassen. Im ersteren Falle wird das Mutterland nur Absatzgebiet für die Kolonie, ja, die letztere vielleicht sogar noch Concurrentin für den Handel des Mutterlandes, im anderen Falle, welcher ja allerdings bei Ost-Afrika nicht in Betracht kommt, wird jeder eingewanderte Ansiedler wieder Rohproducte produciren, dagegen seine Bedürfnisse an Industrieerzeugnissen daher beziehen wollen, wo es seiner individuellen Lage nach am bequemsten ist. Ein Land, welches unter civilisirten Verhältnissen in sich, seiner Production und seinem Consum ein abgeschlossenes Ganzes bildet, ist eben ein Staat, welcher zwar als Vasallenstaat in dem Verhältniß politischer Abhängigkeit zu einem anderen Lande stehen kann, allein mit dem Worte Kolonie verbindet man gewöhnlich in erster Linie den Begriff der Abhängigkeit vom Mutterlande zum Vortheil und Nutzen desselben.

Die Kolonie soll dem Mutterlande keine Kosten und Lasten bezüglich ihrer Verwaltung aufbürden, für ihre Administration nicht den Säckel des Steuerzahlers in der Heimath in Anspruch nehmen. Im Gegentheil, die Kolonie soll, das ist die erste Bedingung, fähig sein, die Kosten für ihre Verwaltung aus ihren eigenen, entweder schon vorhandenen oder noch zu öffnenden Einnahmequellen zu bestreiten. Das ist ein indirecter Vortheil. Der directe Vortheil und Nutzen soll der sein, daß die Kolonie bezüglich der Befriedigung ihres Bedarfes an industriellen Erzeugnissen auf das Mutterland angewiesen sei. Die Erfahrung lehrt uns, daß Kolonien, wenn sie in sich erstarken, nur gar zu geneigt sind, ihre Rohproducte dahin abzusetzen, wo es ihnen am bequemsten ist und ihre Industriewaaren auf den nächstliegenden Märkten zu beschaffen, wodurch, wie schon vorher be-

merkt, die Kolonie das Mutterland nur als Absatzgebiet benutzt und seinem Handel Concurrenz macht. So gerechtfertigt dies bei einem gewissen Stadium der Entwickelung der Kolonie sein mag, so gerechtfertigt ist es aber auch, wenn das Mutterland verlangt, zunächst selbst für seine eigenen Industrieerzeugnisse in der Kolonie Absatz zu finden. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, müssen wir auch zunächst unsere Schritte einrichten. Der Zeitpunkt, wo die Kolonie sich eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern strebt, kommt bald genug, bis er aber kommt, halten wir an dem Grundsatz fest, daß wir eine Kolonie nur unseres eigenen Vortheils willen schaffen, und daß sie zu diesem Zweck zwei Bedingungen erfüllen muß, deren Tragweite wir eben geschildert haben, und welche dem Lande erst den Werth geben, welcher für uns Veranlassung sein kann, es als Kolonie zu behalten. Sie können in folgendem kurzen Satze zusammengefaßt werden: Eine Kolonie muß vom Mutterlande materiell unabhängig, dagegen wirthschaftlich abhängig sein.

Ich glaube nun die Gesichtspunkte vorgeführt zu haben, welche für uns leitend sein müssen bei den praktischen Arbeiten, welche unsere Kolonie ins Leben rufen, und sich sogleich vor dem geistigen Auge des Lesers entwickeln sollen. Da aber auf den im Vorhergehenden entwickelten Grundsätzen der ganze Erfolg unserer Kolonisation beruht, so will ich in kurzen Worten und zur besseren Uebersicht noch einmal die Hauptideen neben einander stellen. Wir müssen erstens die Basis unserer Kolonisation in einer Gegend suchen, deren physikasche Beschaffenheit die größtmögliche Aussicht auf Entwickelung in der Richtung von Osten nach Westen bietet und uns soweit, als dies in Afrika möglich ist, zunächst der Nothwendigkeit überhebt, künstliche Verkehrswege anzulegen.

Diese Bedingungen erfüllt, wie wir gesehen haben, der Rufidji-Fluß mit dem zu seinem Systme gehörigen Ulangagebiet.

Wir werden uns zweitens hauptsächlich mit Betriebskolonisation befassen müssen, weil sie dem Klima des Landes am besten entspricht.

Wir werden drittens unserer ganzen Kolonie kommerciellen Character zu geben und administrative Maßnahmen nur so weit einzuführen haben, als sie das kommercielle Gedeihen des Unternehmens fördern, wobei zu berücksichtigen ist, daß solche Maßnahmen den Bedürfnissen des Landes angepaßt, aus seinen Sitten und Gewohnheiten entspringen müssen, diesen nicht aufgepfropft sein dürfen.

Viertens und letztens wird es unsere Hauptaufgabe sein, unter allen Umständen dahin zu streben, die Kolonie in einen Zustand zu versetzen, welcher sie zu einem werthvollen Besitz des Mutterlandes, d. h. sie materiell unabhängig, wirthschaftlich abhängig von demselben gestattet.

Das sind die Ziele welche wir zu erreichen haben und welche wir mit den uns sie Gebote stehenden Mitteln bei unseren Lebenszeiten erreichen können. Sind sie erreicht, so besteht die Kolonie und unsere Aufgabe ist erfüllt. Für die Weiterentwickelung mögen die sorgen, welche nach uns kommen, schaffen wollen wir, mögen unsere Nachkommen erhalten.

Capitel II.

Anlage von Stationen. — Deren Zweck. — Kulturobject entſcheidend bei Wahl der Stationen. — Afrikaniſcher Boden. — Sclavenarbeit in Braſilien. — Mittlere Erhebung Afrikas. — Verwittertes Urgeſtein. — Dünger. — Qualität des Tabaks. — Selbſtunterhalt der Station. — Ineinandergreifen des Wirkungskreiſes der Stationen. — Baulichkeiten. — Bemannung. — Verwaltung — Sitz derſelben. — Eintheilung in Diſtrikte. — Verwaltungsbeamte. — Einfache Baſis. — Divergirendes Syſtem.

Die praktiſchen zur Koloniſation erforderlichen Arbeiten, welche wir nunmehr erörtern wollen, werden mit der Errichtung von Stationen beginnen.

Bei deren Anlage müſſen wir uns in allererſter Linie vollkommen klar darüber ſein, was wir mit dieſen bezwecken. Es iſt natürlich, daß eine Militairſtation anders organiſirt, an anderen Stellen angelegt werden wird, als eine Handelsſtation; dieſe wieder wird ſich weſentlich von einer Station unterſcheiden, auf welcher hauptſächlich Plantagenbau getrieben werden ſoll. Wir haben nun ſchon dargethan, daß gerade dieſe letztere Aufgabe unſeren Stationen hauptſächlich zufallen wird, da adminiſtrative Maßnahmen erſt ſpäter in Betracht kommen.

Unſere erſte Station wird alſo in einer Plantage beſtehen, durch welche der erſte Schritt zur pecuniär-vortheilhaften Nutzbarmachung des Landes gethan wird, welche aber mit der Zeit ein Kulturcentrum werden ſoll, deſſen civiliſirender Einfluß nach allen Richtungen radirt.

Außerdem aber wird auch das Kulturobject die Wahl

des Punktes, an welchem wir unsere erste Station anlegen, wesentlich beeinflussen. Nach dem früher Gesagten wissen wir, daß wir diesen Punkt in der Nähe des Rusidji zu suchen haben, das Kulturobject wird entscheidend dafür sein, ob wir in unmittelbarer Nähe des Flusses, ob höher auf den Hügeln uns ansiedeln. Cacao verlangt viel Feuchtigkeit, Baumwolle reichen Boden und die Möglichkeit der Bewässerung. Kaffee will vor Winden geschützt und in höher gelegener Gegend angebaut sein. Tabak erfordert, um Ernten erster Qualität zu geben, Waldboden mit starker Humusschicht. Wie ich schon früher erwähnt, bieten uns Baumwolle und Tabak die meiste Aussicht auf baldige Rentabilität. Mit diesen beiden Producten sollte man den Anfang machen. Beide kommen indigen vor und beanspruchen weniger Maschinerie und künstliche Behandlung als manche andere Producte. Es sei mir hier gestattet, etwas abzuschweifen und einige Worte über afrikanischen Boden zu sagen.

Man scheint allgemein der Ansicht zu sein, daß tropische Erde ganz eigenthümliche Eigenschaft in Bezug auf Productivität besitzt. Man erwartet fast, daß es genügt, den Samen auf den bloßen unbestellten Boden zu streuen, um nun die kräftigsten Ernten sprießen zu sehen. Diese Ansichten stammen wol noch von den Beschreibungen, welche wir früher von Brasilien, überhaupt West-Indien zu lesen pflegten, deren Fruchtbarkeit so groß war, daß Zuckerpflanzer und andere Plantagenbesitzer innerhalb weniger Jahre große Reichthümer erlangten. Man vergißt aber ganz, daß jener Boden zum großen Theil uraltes Alluv oder verwitterte Laven sind, also unter allen Bodenarten die fruchtbarsten. Aber selbst auf den Boden allein ist das schnelle Reichwerden jener Pflanzer nicht zurückzuführen, sondern auf die Handelsverhältnisse, welche es damals möglich machten, auf die Producte jener Gegenden einen hohen Protectionszoll zu legen, so daß die Producenten

anderer Länder nicht concurriren konnten. Ferner ſtreuten jene Pflanzer den Samen auch nicht auf unbeſtellten Boden, ſondern bearbeiteten den Boden ſorgfältig, wobei ihnen allerdings die billige (Sclaven) Arbeit wieder zu Gute kam. In Afrika liegen die Verhältniſſe anders. Wer 15 bis 20 Fuß tiefe Humusſchichten ſuchen will, welche Generationen lang ausgebeutet werden können, der gehe nicht nach Afrika. Eigentlicher Humus findet ſich nur ſelten dort und auch Alluv-Depoſite ſind nicht von der Art wie in Amerika vorhanden. Die Urſache liegt wol in der bedeutenden Höhe Afrikas, welches ohne auch nur annähernd ſolche Gebirge wie Aſien zu beſitzen doch dieſelbe mittlere Erhebung hat. Seine Flüſſe haben aus dieſem Grunde alle ein verhältnißmäßig großes Gefälle und können daher nicht den mitgeführten Schlamm über ſo weite Diſtricte ablagern wie amerikaniſche Flüſſe es thun. Hierin iſt auch der Grund zu finden, daß ſo wenige afrikaniſche Flüſſe auf größere Strecken ſchiffbar ſind. Auch fruchtbare verwitterte Laven finden wir nur ausnahmsweiſe in Afrika. Das ganze für uns in Betracht kommende Gebiet hat nur mit wenig Ausnahmen verwittertes Urgeſtein aufzuweiſen, und nirgends liegt die beſtellbare Bodenſchicht ſo mächtig, daß man wie im Miſſiſippi-Gebiete denſelben Boden auf Generationen hinaus mit demſelben Product bebauen kann, ohne ſeine Fruchtbarkeit zu erſchöpfen. Eingehende Erörterung über die Beſchaffenheit afrikaniſchen Bodens liegt außerhalb des Rahmens dieſer Schrift. Ich will nur aus dem Geſagten einen Schluß ziehen auf die Art der Beſtellung, welche wir in Afrika werden befolgen müſſen, und darauf hindeuten, daß wir unſere Erwartungen bezüglich der zu erreichenden Reſultate nicht zu hoch ſpannen dürfen. Es liegt durchaus kein Grund vor, warum wir nicht ſehr gute Reſultate erzielen ſollen, denn wenn auch keine Amazonenſtrom oder Miſſiſippiablagerungen vorhanden ſind, ſo bildet

doch der verwitterte Gneis immer noch einen Boden, welcher das Bebauen reichlich lohnen wird, wenn wir auch gezwungen sein werden, ihn gut zu bestellen und vor allen Dingen auch im tropischen Boden das Arcanum aller Landwirthe, Dünger, anzuwenden. Tabak wird diesen gewiß erfordern, und wenn wir selbst dann noch nicht im Stande sein sollten, ein Deckblatt zu erzielen, wie es Sumatra oder Havannah uns liefert, so liegt darin noch nicht der Beweis, daß das Land als Kolonie werthlos ist, es genügt schon, etwas Gutes zu liefern, das Beste kann nicht überall erreicht werden. So werden wir, wenn auch vielleicht kein Deckblatt erster Sorte, doch einen guten, unser Unternehmen jedenfalls rentirend machenden Tabak ziehen können. Von dem Kulturobject, sei es Tabak, Baumwolle oder irgend etwas anderes, wird nun die Wahl des Punktes abhängig sein, an welchem die Station entstehen soll. Allein, wenn es auch deren Aufgabe ist, dieses Product in größter uud bestmöglicher Qualität zu liefern, so darf doch niemals vergessen werden, daß es eine ebenso wichtige Aufgabe der Station ist, das Kulturobject zu einem Preise zu produciren, welcher es auf dem Weltmarkte concurrenzfähig macht. Zu diesem Zwecke muß die Station billig arbeiten und anstatt auf den theueren Unterhalt durch europäische präservirte Lebensmittel angewiesen zu sein, sich selbst unterhalten. Sie muß daher Lebensmittel selbst in solcher Menge produciren, daß der Bedarf für Europäer und Eingeborene der Bemannung gedeckt ist. Nur wo von den Eingeborenen Nahrungsmittel billiger erstanden werden können als die Station sie produciren kann, soll man von dem Anbau derselben abstehen, wobei noch zu bedenken ist, daß man, wenn man auf die Eingeborenen für Nahrungsmittel angewiesen ist, immer in eine mehr oder minder abhängige Lage von diesen kommt. Es wird sich also empfehlen, um unter allen Umständen in Bezug auf Nahrungsmittel von Europa und den Eingeborenen

vollständig unabhängig zu sein, eine Station so anzulegen, daß die Möglichkeit der Bewässerung vorhanden ist. Diese ist nicht allein in trockenen Jahren, sondern in jeder trockenen Jahreszeit nothwendig, wie ja überhaupt genügende Bewässerung und entsprechende Entwässerung ein wichtiger Factor auch für den afrikanischen Ackerbau ist. Zur Bewässerung kann jeder kleine Bach benutzt werden, wenn man ihn nach südafrikanischer Art, mittelst sogenannter Wasserfurchen über einen Theil der Felder leitet. Die Nähe stehender Gewässer ist dagegen aus Gesundheitsrücksichten zu vermeiden.

Mit der Anlage einer einzelnen Station ist allerdings noch keine Kolonie gegründet.

Nach dem über die Entwickelungsrichtung unserer Kolonisation Gesagten wird daher die nächste Station westlich von der ersten anzulegen sein.

Ob diese wiederum dasselbe Product als die erste bauen soll, ist selbstredend von jeweiligen Absichten der Unternehmer abhängig und lassen sich Regeln hierfür nicht aufstellen. Ja es ist sogar fraglich, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine besondere Station nur für den Anbau von Nahrungsmitteln, wie Bataten-, Matama-, Manioca-Reis ꝛc., anzulegen und von hier aus die anderen Stationen zu versehen. Es würde dies vor Zersplitterung der Kräfte auf den einzelnen Stationen bewahren, wo der Leiter leicht in die Lage kommen kann, sich fragen zu müssen, ob er nicht zeitweilig den Bau des Handelsproductes zu Gunsten der Nahrungsmittel vernachlässigen soll. Bei den sich so rapide und unvorhergesehen ändernden Verhältnissen Afrika's ist dieser Fall durchaus nicht ausgeschlossen und kann z. B. durch eine plötzliche Verminderung der Arbeitskräfte hervorgerufen werden. Da wir nun einen Fluß als unsere Operationsbasis gewählt haben, so wird uns der Versand der Nahrungsmittel von einer

Station zur anderen nicht schwer fallen, oder zu große Kosten verursachen.

Bei Anlage von Stationen ist nun noch ein Punkt hervorzuheben, welcher besonderer Berücksichtigung bedarf. Es ist das Ineinandergreifen ihrer Wirkungskreise.

Zu diesem Zwecke dürfen vor allen Dingen die Stationen nicht zu weit von einander entfernt sein, was schon deßhalb ein Fehler ist, weil große Entfernung von einander die Intercommunication erschwert und vertheuert.

Was ich unter dem Ineinandergreifen der Wirkungskreise verstanden wissen will, erklärt vielleicht ein Beispiel deutlicher als die genauste Auseinandersetzung. Wollten z. B. alle Stationen in demselben District Tabak bauen, so würde um die Zeit der Ernte unter den Stationen selbst eine Art Concurrenz wegen Beschaffung der nöthigen Arbeiter entstehen, während zu einer andern Jahreszeit gleichzeitig auf allen Stationen eine Pause in der Arbeit eintreten würde. Liegen indessen die Stationen einander so nahe, daß der Leiter der einen ziemlich informirt bleiben kann über das, was auf der andern vorgeht, so werden die Stationen im Stande sein, sich z. B. in der Weise zu ergänzen, daß während der ruhigen Zeit auf der einen Station die Arbeiter von dieser auf die andere gehen, um bei den hier vielleicht gerade dringenden Arbeiten behülflich zu sein. Ferner muß ein solches Ineinandergreifen der Entwickelung des ganzen Kolonisationsunternehmens auch in sofern dienlich sein, als dann jede vorgeschobene Station nicht lediglich auf sich selbst angewiesen ist, sondern an der hinteren einen Rückhalt hat, welche wieder von der hinteren gestützt, was in dieser Weise bis zur Küste fortgesetzt werden kann.

Die Baulichkeiten auf den Stationen richten sich durchaus nach dem Objekt, dessen Kultur jeder einzelnen derselben obliegt. Tabak wird große Schuppen erfordern, Kaffee große Trockenräume; jedes Product erfordert Baulichkeiten besonderer

Art. Alle Gebäude aber, sowol die für die Aufbewahrungsräume als für Wohnhäuser bestimmten, sollten aus dem Material gebaut sein, welches das Land selbst liefert. Jedenfalls sollte diese Regel für den Anfang gelten und zwar aus Billigkeitsrücksichten. Gebäude aus gebrannten Ziegeln oder aus Stein zu errichten, ist in Afrika weit theurer als in Europa. In dem auf Tabakplantagen wol eintretenden Falle, daß die Leitung und damit die Gebäude an eine neue Stelle gelegt werden müssen, wäre es ein großer Verlust, ein theueres Wohnhaus aufzugeben, um mit einem einfachen fürlieb zu nehmen, wenn man die Mittel nicht hat oder anwenden will, abermals nun kostbare Wohnhäuser aufzuführen. Auch gesundheitlich sind leichte luftige Häuser, z. B. aus Bambus hergestellt, solchen aus Lehm oder Ziegeln weit vorzuziehen. Das Ziehen von Gräben um die Wohnhäuser ist unter allen Umständen zu vermeiden. Wo eine Entwässerung nöthig ist, soll man überhaupt nicht hinbauen, sonst wird ein Graben nur dazu dienen, Wasser anzusammeln, welches, sobald es still steht, sofort zu einem Brutherd für Frösche und Fieber wird. Zum Schutze sind solche Gräben durchaus nicht erforderlich. Erstens wird man Plantagen nicht da anlegen, wo durch wilde Bevölkerung deren Existenz gefährdet ist, zweitens ist die Bevölkerung des hier zunächst in Betracht kommenden Theiles von Afrika durchgängig eine friedliche. Drittens, wäre es dennoch nöthig Schutzmittel anzuwenden, so ist eine sogenannte Boma, d. h. ein Palissadenzaun die geeignetste Vorrichtung, welche keine gesundheitschädlichen Folgen hat.

Ein Gegenstand, der viel Ueberlegung und Vorsicht erfordert, ist die Bemannung der einzelnen Stationen. Im Allgemeinen, wie wir ja gesehen haben, liegt die Hauptaufgabe der Station im Plantagenbau. Um diesen mit Erfolg zu betreiben, müssen natürlich solche Leute damit betraut

werden, von denen man erwarten kann, daß sie, wenn sie auch nicht sogleich die praktische Erfahrung mitbringen, doch im Stande sein werden, sich diese auf Grund anderweitiger ähnlicher Kenntnisse rasch anzueignen. Man wird daher gut thun, den Stationsvorsteher nicht aus den Kreisen des Militärs, der Gelehrten, der Techniker zu suchen; ihre Kunst oder ihr Wissen ist hier kaum zu verwerthen, so nützlich es unter anderen Umständen ist. Der Landwirth wird hier eher am Platze sein, doch gilt es hier eine alte Erfahrung zu berücksichtigen, welche z. B. in Südafrika allgemein gültig ist. Landwirthe und sogenannte Inspectoren sind meist, und wol auch mit Recht, stolz auf den Erfolg, den sie dem Befolgen der einen oder anderen landwirthschaftlichen Methode verdanken und daher geneigt, solche Methoden und entsprechende Anschauungen in das neue Gebiet zu übertragen, anstatt sich durch die neuen Verhältnisse belehren zu lassen. In Afrika will aber so Vieles neu gelernt sein, daß es nicht allein bei staatlichen Maßnahmen, sondern auch bei kommerciellen Unternehmungen jedweder Art, Regel sein muß, die Ausführung, den obwaltenden Umständen anzupassen. Die Stationsvorsteher würde ich daher vorschlagen, unter den sogenannten Kunstgärtnern zu wählen, d. h., unter Leuten, deren Beruf sie schon daran gewöhnt hat, die Eigenart jeder Pflanze zu studiren und zu berücksichtigen, anstatt deren Anbau schematisch zu betreiben. Jede Station sollte einen solchen Mann zum Leiter haben, welchem dann eine Anzahl Gärtnergehülfen zur Seite stehen könnten. Ihre Zahl würde natürlich von der Ausdehnung der Station und der auf dieser zu verrichtenden Arbeit abhängig sein.

Soviel über die technische Leitung der Stationen. Anders gestaltet sich die Frage der Verwaltung des ganzen Unternehmens, welche wir hier kurz erörtern wollen. Wir haben schon früher gesehen, daß ein Individuum, selbst wenn es

bedeutende Fähigkeiten beſitzt, nicht eine Thätigkeit in zweierlei Richtung ausüben kann, ohne die Gründlichkeit ſeiner Arbeit in wenigſtens einer Richtung zu beeinträchtigen. Es wird daher der Leiter eines techniſchen Unternehmens nicht auch zugleich an der Spitze einer organiſirenden Verwaltung ſtehen können. Da wir von vornherein davon abgeſehen haben, unſere neuen Beſitzungen zu „regieren“, ſondern nur beabſichtigen, ſolche Maßregeln durchzuführen, welche für das finanzielle Gedeihen des Unternehmens unerläßlich ſind, ſo wird ſich die Thätigkeit der Verwaltung nur darauf beſchränken, die Ausführung der getroffenen Anordnungen zu überwachen und ſonſt nur darauf zu achten haben, daß die Stationen in dem Sinne angelegt werden und ſich entwickeln, wie dies in dem darüber Geſagten angedeutet wurde. Die Controlle des Finanzweſens und der Stationsvorſteher ſowie die Communication mit der Direction in Europa wird der Verwaltung ſelbſtredend obliegen. Der in unſeren Gebieten zu betreibende Handel wird von ihr zu überwachen und die Arbeiterverhältniſſe zu reguliren ſein. Welche Specialaufgaben aus letzteren Pflichten hervorgehen, wird ſich von ſelbſt ergeben, wenn wir die Arbeiterfrage erörtern werden. Die einzelnen Maßnahmen müſſen jedem Einzelfall angepaßt ſein. Allgemeine Regeln darüber laſſen ſich nicht aufſtellen, beſonders deßhalb nicht, weil eine Regel, welche heute gut war, auf die ſich immer rapide ändernden Verhältniſſe morgen ſchon nicht mehr anwendbar ſein mag.

Es ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß eine Verwaltung auch dem Punkte nahe ſein muß, an welchem ihre Thätigkeit zur Geltung kommen ſoll. Ganz beſonders dringend iſt dies nöthig, wo, wie in Afrika, Verhältniſſe während einer Nacht ſich umgeſtalten und deßhalb plötzlich eine andere Art der Behandlung erfordern können, als im erſten Augenblick beſtimmt war. Es iſt deßhalb dringend erforderlich, die Ver-

waltung in die Gegend ſelbſt zu legen, für welche ſie beſtimmt iſt.

Selbſt Zanzibar, obwol nahe der Küſte, iſt viel zu weit von dem Schauplatz unſerer Thätigkeit entfernt, um ein für den Sitz der Centralleitung günſtiger Punkt zu ſein. Es wird ſich deßhalb auch mit der Zeit zweckmäßig erweiſen, das Arbeitsfeld auf dem Continent von Afrika in Diſtrikte zu theilen, welchem jeden ein oberſter Verwaltungsbeamter vorſteht. Ja, hat das Unternehmen erſt an Umfang gewonnen, ſo wird man jeden dieſer Diſtrikte wieder in Unterabtheilungen mit Verwaltungsbeamten zweiter Claſſe zerlegen müſſen. In Zanzibar wird es ſich empfehlen, nur eine kaufmänniſche Vertretung zu haben, welche nur die von den oberſten Verwaltungsbeamten aus dem Innern kommenden Aufträge ausführt. Wenden wir durch ein Beiſpiel das Geſagte wieder auf unſer Unternehmen an, ſo würde das Rufidji-Gebiet ein ſolcher Diſtrikt ſein, in welchem eine Anzahl von Stationen unter je einem techniſchen Leiter ſtünden, während ein oberſter Verwaltungsbeamter die Arbeit ſämmtlicher Stationen dirigirte, deren Verbindung mit der Außenwelt aufrecht hielte, die zur Beſchaffung der Arbeiter nöthigen Schritte thäte, etwaige Taxen einzöge ꝛc. und, um ſtets mit allen Vorgängen auf ſeinen Stationen bekannt zu ſein, von ſeiner Station aus die übrigen regelmäßig bereiſte und controllirte. Entwickelten ſich unſere Stationen bis an den Ulanga oder oberen Rufidji, ſo wäre hier ein zweiter Diſtrikt unter einem zweiten oberſten Verwaltungsbeamten zu errichten. Jeder dieſer Beamten ſtünde unter der Direction in Berlin und wäre nur für ſeinen Diſtrikt verantwortlich. Hier tritt wieder in den Vordergrund, was über das Ineinandergreifen des Wirkungskreiſes der einzelnen Stationen geſagt wurde, durch welches den Verwaltungsbeamten ihre Aufgabe weſentlich erleichtert und eine einheitliche Entwickelung des ganzen Unternehmens ermöglicht wird.

Wird es auch leicht genug ſein, techniſche Leiter für unſere Stationen unter den Kunſtgärtnern unſerer Heimath zu finden, ſo dürften ſich doch Schwierigkeiten bieten, die geeigneten Perſonen zur Beſetzung der Stellen der Verwaltungsbeamten zu finden. Wie ich ſchon wiederholt geſagt habe und nicht ſcharf genug betonen kann, handelt es ſich nicht darum, ein fertiges eingelerntes Syſtem der Verwaltung zu importiren und ſchablonenmäßig anzuwenden, ſondern dieſes muß aus den Verhältniſſen hervorgehen. Daher iſt auch der im Gebiet europäiſcher Verwaltung Alles übertreffende preußiſche Verwaltungsbeamte hier nicht am Platze. Verſteht er preußiſche Verwaltung vollkommen, ſo iſt ſie eben durch lange Routine erlernt und der Betreffende dann meiſt ſchon in einem Alter, in welchen man ſich ungern neuen Verhältniſſen accommodirt. Hierher gehören ganz originelle Kräfte und es wäre z. B. durchaus rathſam, geeignete Perſonen aus anderen Kolonien, z. B. dem nahen und den Verhältniſſen nach ganz verwandten Natal, herbeizuziehen. Trotzdem bleibt die Wahl der geeigneten Perſonen eine ſchwierige, da nicht jeder, der einmal in einer Kolonie ſich aufgehalten hat, nun ſelbſtverſtändlich die nöthige Erfahrung beſitzt. Eine gute Kraft findet auch in anderen Kolonien Beſchäftigung und dürfte ſchwerlich geneigt ſein, ſich in neuen unfertigen Verhältniſſen zu verſuchen. Schließlich werden wir auch lieber unſere Landsleute als Fremde anſtellen. Wie jedes Ding Weile haben will, ſo werden auch wir uns unſere Kräfte erſt heranziehen müſſen. Iſt es doch durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß unter den Stationsvorſtehern ſich Leute von größerer Capacität finden werden, welche ſich ſo in die Verhältniſſe hineinarbeiten, daß ihnen ſpäter die Verwaltung eines Diſtriktes übertragen werden kann.

Aus dem Geſagten läßt ſich ein Schluß ziehen, welcher wieder eine für unſer Unternehmen ſehr gewichtige Lehre enthält.

Wenn wir auf Schwierigkeiten ſtoßen bezüglich der Herbeiziehung geeigneter Kräfte für die Verwaltung, ja ſolche vielleicht ſelbſt erſt erziehen müſſen, ſo folgt, daß man den Kreis, welcher der Verwaltung bedarf, nur allmählich wird ausdehnen dürfen, um durch Uebereilung nicht in Fehler zu fallen, welche vielleicht ſchwer wieder gut zu machen ſind. Dies gilt hauptſächlich in Bezug auf die Anordnungen, welche man betreffs der Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit wird zu erlaſſen haben.

Iſt, wie wir geſehen haben, das Ineinandergreifen der Wirkungskreiſe der Stationen von Wichtigkeit, ſo ergiebt ſich, daß man, um die Ueberſicht über die in Arbeit genommenen Strecken nicht zu verlieren und ſeine Kräfte nicht zu zerſplittern, der leichteren Verbindung der Stationen unter einander und mit der Außenwelt halber, ſowie auch aus Billigkeitsrückſichten von einer Baſis ausgehend, ſich auf dieſer fortbewegt, in der Richtung, welche uns die Natur ſelbſt vorſchreibt, d. i. von Oſt nach Weſt. Ich möchte den letzteren Grundſatz ſo ausdrücken, „für Oſt-Afrika iſt ein divergirendes nicht ein convergirendes Syſtem der Koloniſationsarbeiten das paſſende.“

Bei erſterem ſind wir gezwungen unſere Kräfte über weite Räume zu zertheilen um ſie ſpäter an einem Punkte zu vereinigen. Grade in der Zeit, wo wir lernen ſollen, zerſplittern wir unſere Kräfte. Bei letzterem concentriren wir alle Kräfte auf einen Punkt, von welchem aus ein Vorſtoß nach beliebiger, wenn richtig erkannter Richtung, leicht iſt.

Das vorſtehend über Stationen und deren Anlage Geſagte erleidet natürlich ſogleich Modificationen, wenn denſelben ſpecielle, wie z. B. militäriſche Aufgaben zufallen ſollten, was wir vor der Hand für gänzlich ausgeſchloſſen halten. In einem ſolchen Falle würden die Leiter ſelbſtredend Militairs, die Baulichkeiten für Vertheidigung eingerichtet ſein müſſen.

Wiſſenſchaftliche Stationen, welche gewiß ſehr empfehlenswerth vom Standpunkte der Rentabilität, aber anfänglich ſehr wenig nutzbringend ſein dürften, würden natürlich ebenfalls in manchen Richtungen anderen Bedingungen als den vorhergenannten unterworfen ſein.

D 141

Capitel III.

Werth der Kolonie für das Mutterland. — Producte. — Elfenbein. — Eisenbahn. — Handelscentren. — Zölle. — Unausführbarkeit der Zollerhebung. — Mitarbeit des Negers. — Der Sultan. — Sperrung der Caravanenstraßen.

Wir haben die Kolonie bisher nur unter dem Gesichtspunkte des Productionsgebietes von Rohstoffen betrachtet. Es ist ja zweifellos, daß dem Mutterlande, indem die Kolonie eine Anzahl tropischer Producte hervorbringt, große Summen erspart bleiben, welche es früher für den Ankauf dieser Producte an andere Nationen ausgeben mußte. Allein dies ist doch nur ein indirecter Vortheil. Wir haben aber deutlich ausgesprochen, daß die Kolonie in erster Linie lediglich wegen des directen materiellen Vortheils, welchen das Mutterland von ihr beziehen soll, für dieses Werth hat. Dieser kann für das Mutterland nur entstehen, indem entweder, wie z. B. aus Java, directe Abgaben an Geld oder Geldeswerth aus der Kolonie dahin abgehen, oder dadurch, daß in der Kolonie Nachfrage nach solchen Dingen entsteht, welche das Mutterland in großer Menge besitzt, daher mit Profit abgeben kann. Dies werden natürlich meist Industrieerzeugnisse sein, für welche die Kolonie ein neues Absatzgebiet liefern soll, wodurch Handel und Industrie des Mutterlandes gehoben, ihm also direkte materielle Vortheile zugeführt werden. Es handelt sich nun darum, das ganze koloniale Gebiet zum Absatzgebiet für nur mutterländische Industrieerzeugnisse zu gestalten, d. h. die

Kolonie in wirthschaftliche Abhängigkeit vom Mutterlande zu bringen.

Dies ist nur auf dem Wege des Handels möglich. Es ist natürlich ausgeschlossen, daß wir in dem Absatz der wenigen Conserven, Kleidungsstücke, welche die wenigen in Afrika operirenden Europäer bedürfen, einen Aufschwung unseres Handels erblicken wollen.

Eine der beiden genannten Eventualitäten, die Entrichtung von Abgaben, oder die Eröffnung eines Absatzgebietes muß jedenfalls stattfinden, wenn dem Mutterlande directe materielle Vortheile aus dem Besitz der Kolonie zufließen sollen.

Wir machen nun eine wunderbare Entdeckung, wenn wir unsere afrikanischen Besitzungen bezüglich des Vorkommens solcher Dinge prüfen, welche in situ vorhanden, nur des Transportes bedürfen, um auf dem Weltmarkte Geld oder Geldeswerth zu repräsentiren. Edelmetalle sind bisher noch nicht entdeckt und scheint wenig Aussicht für das Vorkommen solcher verhanden zu sein.

Mit Rohproducten aus dem Gebiete des Pflanzen- oder Thierreiches hat es ebenfalls eine eigene Bewandtniß.

Die unermeßlichen Schätze, welche in dem Inneren Afrika's verborgen liegen und des Erlösers harren sollen, scheinen sich, je weiter der Entdecker vorschreitet, je tiefer in das Herz des Landes zurückzuziehen.

Woraus sollen sie auch bestehen? Kaum einer, welcher von ihrem Vorhandensein träumt, wird diese Frage beantworten können. Treten wir ihr aber näher; Elfenbein, welches allerdings ein überall Geldwerth repräsentirender Artikel ist, wird nur noch tief im Innern gefunden und ist so im Abnehmen begriffen, daß es ein unverantwortliches Unternehmen wäre, auf seine Gewinnung hin Kolonien anlegen zu wollen. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Elephant,

wenn man mit seiner Ausrottung in der jetzt betriebenen Weise fortfährt, innerhalb, man darf sagen absehbarer Zeit, aus Afrika verschwunden sein wird. Es geht uns gar nicht einmal alles vorhandene Elfenbein zu, sondern es participiren daran der Congostaat im Westen, Egypten im Norden, und im Süden Portugal. Der Elfenbeinhandel wird also, wie die Verhältnisse liegen, nur noch auf beschränkte Dauer Profit abwerfen.

Andere Producte, deren Export direkte materielle Vortheile bringen könnte, sind nicht in solcher Menge vorhanden, daß sie den Weltmarkt wesentlich beeinflussen könnten, oder sind wenigstens nicht unmittelbar für uns als Abgabe an das Mutterland beschaffbar. Die hauptsächlichsten, weil am häufigsten vorkommenden, sind Kautschuk, Copal, Orseille und Pfeffer. Aber auch diese mit Ausnahme des letzteren sind bereits nicht mehr so häufig als früher, da sie stark ausgebeutet werden und die Schwarzen nicht für den Nachwuchs Sorge tragen.

Dieser Mangel an direkt verwerthbaren Rohprodukten und deren zerstreutes Vorkommen in den ostafrikanischen Gebieten, sowie der Raubbau, welcher mit ihnen betrieben wird, läßt auch das oft ventilirte Project einer Eisenbahn zunächst kaum zweckmäßig erscheinen. Wenn keine derartigen Producte in großen Mengen vorhanden sind, was soll die Eisenbahn befördern? In Europa baut man Eisenbahnen, um kommerciell wichtige Punkte mit einander zu verbinden und um den Personen- sowie Güterverkehr zu erleichtern. Dabei geschieht allerdings fast jedesmal, daß Districte, welche bisher verhältnißmäßig dünn bewohnt waren, nun in einer oder der andern Richtung produktiv werden. Daß dies in Afrika übermäßig der Fall sein würde, ist ein Trugschluß. Um ähnliche Wirkungen zu erzielen, müßten ähnliche Ursachen vorhanden sein; in Ländern mit dichter Bevölkerung,

werden geringe Vortheile bezüglich Production und Absatz, welche ein Ort vor dem andern besitzt, sofort Gegenstand lebhafter Ausbeutung werden, besonders da, wo keine klimatischen Schwierigkeiten hindernd im Wege stehen. Wir wissen aber, daß in Afrika Besiedelungskolonisation nicht stattfinden kann, also Ansiedelungen von Europäern an der Bahnlinie nicht entstehen werden. Der Schwarze allein aber wird durch keine Eisenbahn bewogen werden, seinen Wohnsitz freiwillig zu verlassen und sich in der Nähe der Bahn anzusiedeln. Wir wissen ferner, daß große Handelscentren, welche einer Bahn Aussicht auf Rentabilität eröffnen könnten, ebenfalls nicht im Innern vorhanden sind und zwar, wie schon gesagt, weil Produkte nicht in genügender Menge vorkommen und die vorhandenen nicht an irgend welchem bestimmten Punkt zusammenfließen. Nach Tabora kommen hauptsächlich nur Sclaven und Elfenbein. Abgesehen von der Unzulässigkeit des Sclavenhandels vermag das letztere allein den Bau einer Eisenbahn nicht zu rechtfertigen. Ob das Zusammenfließen an dem Terminus einer Bahn stattfinden würde, ist die Frage, jedenfalls dürfte man es nur erwarten, wenn man genauer wüßte, daß rentable Producte in genügender Menge sich würden beschaffen lassen. Dies aber zu präsumiren und darauf hin eine Bahn zu bauen, dürfte doch eine mehr kühne als rentable Speculation sein. Noch ein Bedenken möchte ich erwähnen. Die Eisenbahn kann doch nur durch die Arbeit von Eingeborenen hergestellt werden. Also müßten doch diese, wenn man nicht fremde Arbeiter importirt, zur Arbeit herangezogen werden. Wenn das aber geschehen kann, warum verwenden wir nicht lieber gleich diese Arbeit zur Production von Dingen, welche uns die für die Arbeit ausgegebenen Summen wieder einbringt? Warum legen wir mit dieser Arbeit keine Plantagen an, statt sie auf ein Unternehmen zu verwenden, welches selbst wieder nur ein zweifelhaftes Mittel

werden kann, die Rentabilität der Kolonie herbeizuführen? Der Hauptgrund aber, weshalb es kaum räthlich scheint, das Werk der Koloniſation mit dem Bau einer Bahn zu beginnen iſt folgender. Wir ſind uns klar darüber geworden, daß der Schwerpunkt unſerer Koloniſation im Plantagenbetrieb liegt, und wir daher diejenigen Gegenden aufſuchen müſſen, welche ſich zu dieſem Zwecke am beſten eignen. Wir wiſſen ferner, daß unſere Entwickelungsrichtung von Oſten nach Weſten geht und daß wir am zweckmäßigſten mit einer Baſis arbeitend, auf dieſer fortſchreiten. Verlaſſen wir nun die Waſſerſtraße, welche wir als unſere Baſis wählen, um als ſolche eine Eiſenbahn zu ſubſtituiren, ſo kommen wir in die Lage, unſere Plantagen in der Nähe dieſer Bahn anlegen zu müſſen, um doch überhaupt von ihr zu profitiren. Das heißt aber nur, in der Nähe der Bahn bauen, damit dieſe etwas zu transportiren erhält. Behalten wir aber den Fluß bei und bauen gleichzeitig eine Eiſenbahn, ſo arbeiten wir auf zwei Baſen, was nach jetziger Lage der Dinge Koſten verurſachen würde, an deren Verzinſung aus den angeführten Gründen nicht gedacht werden könnte. Ich bin eben der Anſicht, daß die Zeit für Eiſenbahnbauten noch nicht gekommen iſt, daß man vielmehr den Rufidji vorläufig als einzige Baſis benutzen muß. Man kann ihn und ſeinen Quellfluß Ulanga mit Dampfern bis weit in das Land befahren. Er berührt eine Gegend, in welcher Viehzucht, durch dieſen Ochſenwagen-Verkehr möglich iſt. Dieſer ſollte bis zu den Ufern des Nyaſſa ſich erſtrecken, welcher wieder von Dampfern befahren werden kann, um den Handelsverkehr mit dem dieſen See umwohnenden Stämmen zu vermitteln.

Noch ein Project möchte ich hier beleuchten, welches wol hier und da in Anregung gebracht wurde, um die Rentabilität des koloniſatoriſchen Unternehmens zu beſchleunigen. Es iſt die Erhebung von Zöllen von den Handelscaravanen der

Araber, Hindoos und Zanzibariten. So einfach nun dieſes Project erſcheinen mag, ſo leidet es gleichwol an zwei Nachtheilen. Erſtens iſt es eine ſtaatliche Maßnahme, daher möglicher Weiſe verfrüht. Zweitens iſt mit gewöhnlichen Mitteln das Project unausführbar.

Ob und wie eine ſolche Maßnahme den Verhältniſſen entſprechen würde, werden wir bei der Erörterung ihrer Unausführbarkeit ſehen.

Der Grund für dieſe iſt in der Ausdehnung des Gebietes zu ſuchen, über welches ſich die Thätigkeit der mit der Zollerhebung betrauten Verwaltung erſtrecken müßte.

Es iſt ganz falſch vorauszuſetzen, daß man nur in Bagamoyo, Sadaani, Kilwa, oder welcher Ort es ſein möge, Beamte zu ſtationiren habe, um von den durchziehenden Caravanen einen Durchgangszoll ad valorem der ein- oder ausgeführten Güter erheben zu können. Ich glaube gern, daß ein ſeit Jahren im Innern wohnender, mit den inzwiſchen neu geſtalteten Verhältniſſen unbekannter Araber, in der Beſtürzung einmal wol den Zoll bezahlen würde. Man muß aber nur den arabiſchen Charakter kennen, um zu wiſſen, mit welcher Schlauheit er es ganz gewiß vermeiden wird, den Zoll zum zweiten Mal zu entrichten. Es gehört ja auch thatſächlich weiter nichts dazu, als den Ort zu vermeiden an welchen, wenn die Caravane die See erreicht, der Zoll erhoben wird. Nichts iſt leichter. Hat die afrikaniſche Küſte auch verhältnißmäßig wenig Häfen, ſo ſind doch hunderte von kleinen Schlupfwinkeln vorhanden, aus welchen Dhows auslaufen können. Der Caravanenführer hat nun nichts zu thun, als einen ſolchen Punkt zum Endziel ſeiner Reiſe aus dem Innern zu wählen und unter dem Schutz der Nacht mit ſeinen vorherbeſtellten Fahrzeugen auszulaufen. Niemand kann ihn hindern. Es iſt falſch, zu glauben, daß die Caravanen durchaus darauf angewieſen ſind, ganz be-

stimmte Straßen zu benutzen. Dies gilt für gewisse Gegenden im Inneren, wo Wasser selten und die Eingeborenen feindlich sind. An der dicht bewohnten Küste indessen, wo Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden, liegt durchaus kein Grund vor, warum die Caravane nicht von der gewöhnlichen Marschroute abweichen sollte, wenn sie sich dadurch der Zollzahlung entziehen kann.

Ebenso wenig kann man sich auf die Eingeborenen als Mitarbeiter in dieser Richtung verlassen. Ihre angeborene Indolenz wird sie verhindern, Anzeige von der Ankunft einer Caravane zu machen. Sie könnten höchstens durch Bezahlung dazu veranlaßt werden, welche die Araber ebenfalls auch leisten können, um die Anzeige zu verhindern. Ferner unterschätze man ja nicht den arabischen Einfluß an der Küste.

Hat der Eingeborene auch allen Grund seinen arabischen Herrn zu hassen, so thut er doch aus alter Gewohnheit für ihn, was er dem Europäer verweigern würde. Ferner ist der Araber durch seine Sclaven so viel besser über die jeweiligen Bewegungen der Weißen unterrichtet, als diese über die der Araber, daß es selten möglich sein würde, die Caravane bei ihrem Eintreffen an der Küste abzufangen.

Auf die Mithülfe des Sultans von Zanzibar ist ebensowenig Verlaß. Er ist Araber und außerdem doch immer ein Mann, welcher durch das Eindringen der Europäer bedeutende Einbuße an Macht und Geld erlitten hat. Zahlten nun z. B. die Caravanen eine kleine Abgabe, so würde er doch sehr gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er sie nun an die europäischen Zollbeamten verriethe. Außerdem kann ihm doch niemals daran gelegen sein, die europäischen Eindringlinge durch seine Hülfe prosperiren zu sehen, welche ihn aller der Vortheile, die sie nun für sich selbst in Anspruch nehmen, beraubten.

Ebensowenig wäre mit Gewalt etwas auszurichten. Die

Caravanenstraßen sperren zu wollen, ist ein Unding, da, wie wir gesehen haben, die Straßen beliebig verlegt und so die Sperrpunkte jederzeit umgangen werden können. Außerdem aber wäre die Unterhaltung einer genügenden Macht nach europäischem Muster so außerordentlich kostspielig, daß sie mehr als die Summe verschlingen würde, welche durch die Zölle aufgebracht werden könnte. Ein ganz kurzes Rechenexempel wird meine Leser überzeugen. Nehmen wir an, man versuchte die drei Hauptstraßen, welche aus dem Inneren an die Küste führen, zu sperren, und legte an jeden Punkt, wo dies geschehen soll, je 100 Mann Besatzung, so würden diese, da sie unter 5 Dollar pro Monat und Mann nicht zu haben sind, 1500 Dollar pro Monat oder rund 18,000 Dollar, gleich 72,000 Mark, pro Jahr kosten. Hierzu kommt der noch nicht berechnete Lebensunterhalt der Leute, Anlagekosten des Unternehmens, Gehälter für Europäer etc. Gesetzt, diese drei Punkte und 300 Mann genügten nun, um von allen Caravanen Zoll zu erheben, so würde ein Zoll von 5% und eine Ausfuhr aus dem Inneren nach der Küste im Werthe von $1^1/_2$ Millionen Mark nöthig sein, nur um die Kosten der Zollerhebung zu decken. Die statistischen Angaben über Einfuhr von Producten aus dem Inneren nach Zanzibar sind zu unzuverlässig, als daß mit Sicherheit angegeben werden könnte, wie hoch sich der Werth der eingeführten Producte beläuft. Allein nach Aussagen von zuverlässigen Kaufleuten aus Zanzibar dürfte die Gesammteinfuhr diese Summe nicht sehr übersteigen. Bei alledem ist aber noch zu berücksichtigen, daß die Caravanen, denen es auf Zeit überhaupt nicht ankommt, ebenso leicht nach Westen oder Norden ziehen und ihr Elfenbein dort absetzen können, als für die Erlaubniß des Exportes an die europäischen Vordringlinge an der Ostküste Zoll zu zahlen. Der Schluß ist auch nicht gerechtfertigt, daß, weil die Caravanen bisher dem

Sultan Abgaben zahlten, sie dieselben ohne weiteres den Europäern zahlen würden. Der Sultan besaß, was wir nicht besitzen, Macht über die Eigenthümer der Caravanen. Jeder derselben hat mehr oder weniger Eigenthum in Zanzibar. Hätte ein solcher nun Lust gezeigt, sich der Zollerhebung zu entziehen, so wäre der Sultan immer in der Lage gewesen, ihn anderweitig empfindlich zu schädigen, indem er Haus, Garten, Weib und Kind confiscirte. Hat der Sultan aber einmal seinen Anspruch auf Zollerhebung aufgegeben, und ist damit die Schädigung am Eigenthum in größere Ferne gerückt, so wird sich der arabische Händler sehr sträuben, einen, wenn auch vielleicht geringeren Zoll als den bisher an den Sultan gezahlten, dem Europäer abzugeben. Ferner muß man bedenken, daß man nicht mit logisch denkenden Menschen, sondern mit einer nur halbcivilisirten Race zu thun hat. Obwol sie zur Zeit ganz gewohnheitsmäßig dem Sultan eine Abgabe entrichten, so würde es von diesen wilden und mohammedanisch conservativen Menschenkindern als eine unerhörte Neuerung angesehen werden, diesen Zoll plötzlich an Europäer zahlen zu sollen. Unter den schwarzen Eingeborenen würde die Angelegenheit Gegenstand des Gesprächs und Ursache eines feindlichen Gefühles gegen die Europäer werden, indem die Eingeborenen natürlich in einer solchen Maßregel nur die Absicht erblicken würden, ihnen selbst den Erwerb der wenigen, ihr ganzes Bedürfniß ausmachenden Meter Kallico zu erschweren. Freilich um dies ganz zu würdigen, muß man die afrikanischen Verhältnisse wirklich kennen. Wir sehen also, daß die hier angedeuteten Maßnahmen nicht dazu führen, die Rentabilität der Kolonie zu begründen und somit auch nicht dahin, sie materiell unabhängig zu machen.

Capitel IV.

Der Neger der größte Schatz Afrika's. — Afrika Arbeitsquelle für Brasilien und Westindien. — Arbeitsvergütung. — Kaufkraft des Negers. — Schema der Bedingungen unter welchen Afrika zum werthvollen Besitz wird. — Regulirung der Arbeitsgestellung, Taxation. — Ausnutzung der Kaufkraft des Negers. — Localisation. — Handelsconcession. — Nochmals die Eisenbahn. — Vertragssystem. — Theorie über Arbeitsverpflichtung des Negers. — Verwendung von Truppen und Kriegsschiffen. Nützlichkeitsprinzip. — Zusammenstellung der Mittel. — Hüttentaxe. — Anwendung auf die jetzigen Verhältnisse Afrikas. — Kilimandjaro. — Kingani. — Schluß.

Wenn nun aber, wie es den Anschein hat, Afrika verhältnißmäßig wenige Rohprodukte aufzuweisen fähig, wenn die Dauer des Elfenbein-Handels auf gewisse Zeit beschränkt ist und die bisher vorgeschlagenen Methoden den bestehenden Handel zu einer Einnahmequelle für das Mutterland zu machen nicht zum Ziele führen, worin liegt denn dann der Werth der afrikanischen Besitzungen, womit soll das Mutterland seine Ausgaben und Anstrengungen, welche ihnen dieser Besitz naturgemäß kostet, belohnt sehen?

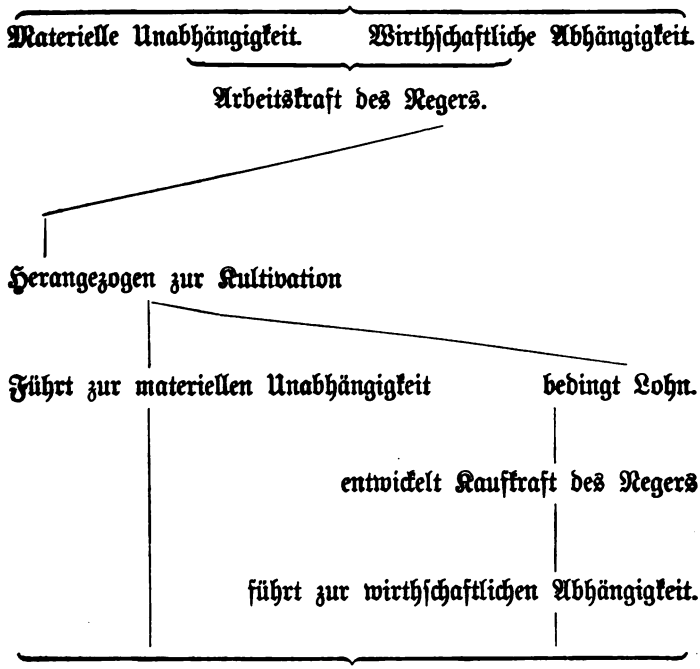
Die Antwort kann in zwei kurzen Sätzen gegeben werden, welche allerdings dem Laien nicht allzuermuthigend klingen werden, welche aber dem Kenner des Landes einen Beweis liefern werden, daß in Afrika wirklich Schätze vorhanden sind, gegen welche die ihm von Enthusiasten und Laien angedichteten Reichthümer verschwindend klein erscheinen. Afrika ist nicht ein Land von vielen und reichen Erträgen, aber von größter Ertragsfähigkeit und Afrika besitzt in seiner dichten schwarzen Bevölkerung einen Schatz an Arbeits-, also Productions- und Consumtionskraft, welcher es zu einem unschätzbaren Besitze macht.

D 52

Während zweier Jahrhunderte lieferte Afrika bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit die Arbeitskraft, welcher der Reichthum Brasiliens und Westindiens entsprang. Diese Arbeitskraft war damals um so einträglicher, als von dem Arbeitgeber keine Gegenleistung in Gestalt von Lohn dafür gewährt wurde. Man arbeitete damals mit Sclaven. Ist nun aber auch die Zeit der Sclaverei vorüber, so ist doch kein Grund vorhanden anzunehmen, daß mit Abschaffung der unbezahlten Arbeit die Arbeitskraft selbst verschwunden sei. Wenn nun der Europäer selbst in dem afrikanischen Klima nicht arbeiten kann, so ist der Schwarze da, welcher die Arbeit unter Oberleitung des Europäers verrichten und die Ertragsfähigkeit des Landes zur Entwickelung bringen kann, die Kultivation ist nur durch den Neger zu bewerkstelligen, daher dieser das Mittel ist, um die Rentabilität des Unternehmens herbeizuführen. Wir werden später sehen, daß er noch auf eine andere Weise, außer dadurch, daß er durch seine Arbeitskraft die Productionsfähigkeit des Landes entwickelt, dazu beitragen kann, die materielle Unabhängigkeit der Kolonie zu schaffen. Da das System der Sclaverei bei unserer Kolonisation ausgeschlossen ist, so werden wir natürlich den für uns arbeitenden Schwarzen einen ihren Leistungen entsprechenden Lohn zahlen. Lohn ist also Arbeit in andere Gestalt umgesetzt. Je mehr Lohn der Neger sich nun erwirbt, d. h. jemehr er seine physischen Kräfte gegen Lohn verwerthet, also in solchen umsetzt, desto größer wird seine Kaufkraft. Dehnen wir diesen Satz nun auf die ganze Bevölkerung aus, so ergiebt sich, daß, je mehr Neger zur Kultivation herangezogen werden, desto größer wird die Fähigkeit des Volkes zu kaufen, d. h. diejenigen Industrieerzeugnisse zu erwerben, deren Consum die Hebung von Handel und Industrie bedingen. Sorgen wir nun dafür, diese Kaufkraft so zu dirigiren, daß sie ausschließlich zum Consumenten von Industrieerzeugnissen des Mutter-

landes wird, ſo führt ſie zur **wirthſchaftlichen Abhängigkeit** der Kolonie von jenem, erfüllt alſo die zweite der Bedingungen, durch welche der Beſitz der Kolonie von Werth für das Mutterland wird. Die Kette iſt nun geſchloſſen und geſtaltet ſich folgendermaßen. Bedingungen für den Werth der Kolonie: materielle Unabhängigkeit, wirthſchaftliche Abhängigkeit, Arbeitskraft des Negers herangezogen zur Entwickelung afrikaniſcher Productionsfähigkeit, aus dieſer entſpringt materielle Unabhängigkeit. Arbeit bedingt Lohn, dieſer Kauf, letzterer führt zur wirthſchaftlichen Abhängigkeit, wodurch der Werth der Kolonie erwieſen iſt.

Schematiſch läßt ſich die Aufführung etwa ſo darſtellen.



Es ergiebt sich also, daß in dem Neger, resp. seiner Arbeitskraft der größte Reichthum Afrika's zu suchen ist, ja ein Reichthum, wie ihn wol wenig andere Länder aufzuweisen haben.

Wie sehr dies der Fall ist, erhellt aus einigen Punkten, welche wir hier anführen wollen.

Wenn es uns gelungen sein wird, einen größeren Theil der Bevölkerung irgend einer Gegend in Afrika so unter unsere Botmäßigkeit zu bringen, daß wir ihrer Arbeit zu jeder Zeit sicher sind, so wird es uns auch möglich werden, ihre Arbeitsgestellung zu reguliren, und in ein System zu bringen. Es wird sich dann herausstellen, daß wir nicht in der Lage sein werden, alle unsere schwarzen Arbeiter zur gleichen Zeit zu beschäftigen. Es wird also ein Procentsatz derselben in den Dörfern bleiben. Diese könnten dann einer gewissen Abgabe unterworfen werden, welche, für jede im Dorf befindliche Hütte eine bestimmte Summe betragend, vom Dorfältesten an festen Terminen zu entrichten wäre. Dieses Princip wird mit großem Erfolg in Südafrika durchgeführt und die auf diese Weise erhobene Taxe bildet eine der einträglichsten Revenuen der Kolonie. Also auch auf diese Weise ist wiederum in dem Neger das Mittel zur Erreichung materieller Unabhängigkeit zu finden.

Wollen wir uns die Kaufkraft des Negers zu Nutze machen, um durch sie die wirthschaftliche Abhängigkeit der Kolonie anzustreben, so müssen wir ihm seine Arbeit vergüten, d. h. ihm Lohn für dieselbe zahlen. Das versteht sich von selbst. Indessen wird sich auch ein System der Controlle als unabweislich nothwendig herausstellen. Diese wird am bequemsten und zweckmäßigsten ausgeübt werden können, indem man die zur Arbeit herangezogenen Neger, nämlich solche, welche erklärt haben, sich den von den Europäern niedergelegten Regeln unterwerfen zu wollen, localisirt, d. h.

ihnen bestimmte Gebiete reservirt, welche von den Europäern nicht zur Kultivation benutzt werden dürfen. Hier zeigt sich nun der Vortheil des Umstandes, daß in den Gebieten, auf welche ich hingewiesen habe, keine Häuptlinge leben, sondern daß jedes Dorf für sich handeln kann. Die Bevölkerung eines solchen wird leicht zu bewegen sein, in die Locationen zu ziehen, es werden andere folgen, was schwerlich der Fall sein würde, wenn die Bevölkerung von der Laune eines Häuptlings abhängig wäre. Aus den Gebieten eines solchen fortzuziehen, führt gewöhnlich dessen Rache nach sich, so daß selbst, wenn einzelne Dörfer es innerlich wünschen sollten, doch die Furcht vor der Rache des Häuptlings davon abhalten würde. Es kommt hinzu, daß man den Häuptling gewöhnlich im Besitze starker Medizin, d. h. Zaubermittels, glaubt. Und den Aberglauben rotten wir doch heut und morgen noch nicht aus.

Für diese Gebiete ertheile man dann Handelsconcessionen an Hindoos und Banyanen, (möglichst selten an Araber) unter der Bedingung, daß sie ihre Handelsartikel nur von deutschen Firmen beziehen. Concessionsloser Concurrenten wird man sich leicht zu erwehren vermögen. Solche werden ihre Anwesenheit in den Locationen schwerlich verheimlichen können, und die concessionirten Händler werden nicht unterlassen, den Fremden den Aufenthalt in ihrem Handelsgebiet möglichst zu erschweren, abgesehen noch davon, daß sie sofort von deren Eindringen Anzeige machen werden. Die Art des Handelsbetriebes könnte dieselbe bleiben, als sie es bisher war. Es erwachsen daraus keine Kosten und für die Ertheilung der Concession müßte ebenfalls eine Taxe erhoben werden, welche ungefähr dem Werth entspricht, welchen man durch Zollerhebung einzunehmen gedenkt. Dies ist durchführbar und erreicht, wenn auch vielleicht erst später, so doch sicherer den Zweck, welchem die Zollerhebung dienen soll. In späteren

Zeiten, wenn die Kolonie sich wird genügend entwickelt haben, und größere Stämme sich unter unserer Botmäßigkeit befinden werden, wird man auch an den Bau einer Eisenbahn denken können, deren Anlage jetzt so viele Gründe widerrathen. Allerdings würde es zweckmäßig sein, dieselbe von Süden nach Norden, anstatt von Osten nach Westen anzulegen, z. B. von Nordende des Nyassa See's zum Kilimandjaro, von da bis Kavirondo am Victoria Nyanza. Dies würde den Weg bahnen zu einer Communication von den schiffbaren Theilen des Nil bis zum Zambezi und hätte den Vortheil, daß alle Caravanenstraßen, welche zur Zeit das Land von Ost nach West durchziehen, die Bahnlinie schnitten, statt ihr parallel zu laufen, wie dies geschehen würde, legte man die Bahn von der Küste bis z. B. dem Tanganika See. Nordamerika kann uns als Vorbild dienen. Sein größter Strom, der Mississippi, verdankt seinen großen Verkehr dem Umstande, daß er von Norden nach Süden fließt, daher Zonen verschiedenen Klima's mit einander verbindet. Der Amazonenstrom Südamerikas, welcher einen ebenso gewaltigen Verkehrsweg bilden könnte, ist thatsächlich fast unbenutzt im Vergleich mit seinem nordischen Bruder, aus dem einfachen Grunde, weil er seinen Lauf nur durch Gegenden gleicher Breite nimmt. Allerdings würde eine Eisenbahn vom Nordende des Nyassa bis zum Victoria Nyanza die Tropen nicht verlassen, allein, wenn die Zeit für den Bau einer afrikanischen Bahn gekommen sein wird, werden sich hoffentlich die Sudan-Verhältnisse so weit geregelt haben, daß durch den Nil eine Art Verbindung zwischen dem Victoria Nyanza und dem Mittelmeer wird hergestellt werden können, und daß dann das Herz des tropischen Afrikas mit gemäßigteren Breiten in directe Communication gebracht sein wird.

Wir haben uns überzeugt, welchen „unschätzbaren Schatz" der Neger in Afrika darstellt. Aber wir müssen

ihn erſt nutzbar machen, d. h. ihn zu ſeinem und unſerem Nutzen erziehen. Wieviel Theorien ſind nicht ſchon aufgetaucht, um die Neger zur Arbeit zu erziehen! Alle leiden an dem Umſtande, daß ſie uns ganz genau angeben, wie der Neger zu behandeln ſei, wenn er erſt einmal für uns arbeitet; aber wie man es machen ſoll, ihn zur Arbeit zu veranlaſſen, ſagt Niemand. Der auf dem Gebiete kolonialpolitiſcher Litteratur einzig daſtehende Hübbe-Schleiden ſchlägt ein Verfahren vor, welches er „Vertragsſyſtem“ bezeichnet. Er tritt darin der oben angeregten Frage inſofern nahe, als er die „Stammherren“ zur Beſchaffung der Arbeiter gegen Belohnung, beſtehend in einer Tantième am Ertrage der Plantagen veranlaſſen will. In Oſtafrika dürfte das ſeine Schwierigkeiten haben. Solche Stämme, welche einem gemeinſamen Oberhaupt gehorchen, ſind kriegeriſch und würden auf keinen Fall arbeiten. Solche, welche arbeiten wollen und können, haben keine Häuptlinge, von welchen ſie in irgend einer Weiſe beeinflußt werden könnten, jeder handelt für ſich ſelbſt und betrachtet den Dorfälteſten nur als den weiſeſten Mann im Dorfe, ohne ſich an ſeine ſonſtige Autorität im geringſten zu kehren. So vorzüglich das von Herrn Hübbe-Schleiden geſchilderte Vertragsſyſtem ſonſt gedacht iſt, ſo paßt es doch mehr für eine ſpätere Zeit, für welche wir erſt die Vorbereitungsarbeiten zu liefern haben. Sind wir indeſſen erſt in der Lage, über die Arbeitskraft eines oder mehrerer Stämme verfügen zu können, ſo dürfte das Hübbe-Schleiden'ſche Syſtem in Anwendung zu bringen ſein.

Ich ſelbſt habe meine Anſicht, wie der Neger zunächſt nicht zu „erziehen“, wohl aber zuerſt zur Arbeit zu veranlaſſen ſei — meiner Anſicht nach iſt für jede gründliche „Erziehung“ gründliche Arbeit vornehmſte Vorausſetzung — in einer Rede ausgeſprochen, welche ich im September 1886 in Berlin hielt. Ich bin der Anſicht, daß mit dem Engagement von

ein paar hundert Schwarzen, die sich freiwillig zur Arbeit stellen, die Aufgabe der Kolonisation, welche sich um das Centrum der Negerarbeit, als den Schwerpunkt des ganzen Unternehmens gruppirt, noch nicht gelöst ist. Erst wenn wir in größeren Länderstrecken, welche wir der Kultivirung eröffnen, den Neger nicht zum Sclaven, sondern zum besoldeten freien Arbeiter machen, haben wir das Fundament gelegt zum festen Bestehen und weiteren Gedeihen der Kolonie. (Ich habe ausgeführt, daß Sclaverei ganz gegen unser eigenes materielles Interesse ist, welches im Vordergrunde unserer Motive für Kolonisation steht). Eine nunmehr vierzehnjährige Kenntniß afrikanischer Eingeborener der verschiedensten Racen, eine genaue Beobachtung ihrer eigenen Sitten, Vorurtheile und Anschauungen von Recht und Unrecht sowol als klare Erkenntniß der Ziele, welche wir bei unserer Kolonisation verfolgen, schließlich eine reifliche Erwägung der Mittel, durch welche wir jene Ziele erreichen müssen, dictirten meine Ansichten, welche ich in der Rede aussprach, welche hier genau in ihrer damaligen Form folgt:

„Unter den Erwägungen, die bei afrikanischer Kolonisation in Frage kommen, ist die Arbeiterfrage wohl eine der hervorragend wichtigsten. Der Boden neu erworbener Länder mag noch so fruchtbar, ihre Producte noch so mannigfaltig sein, der Werth beider ist gleich Null, wenn uns die Hände fehlen, den Boden zu bebauen, die Producte zu sammeln. Der Europäer kann erwiesenermaßen in tropischen Gegenden sich den körperlichen Arbeiten nicht unterziehen, welche die Cultivation eines Landes erfordert. Indessen bietet die zahlreiche schwarze Bevölkerung Afrikas ein Arbeitsmaterial, welches in dieser Richtung den Europäer unter dessen Oberleitung vollständig ersetzt. Es handelt sich lediglich darum, 1. eine Art und Weise aufzufinden, dieses Material zur Arbeitsleistung heranzuziehen, und 2., die Sicherheit zu

ſchaffen, daß die Arbeitsleiſtung keine temporäre, ſondern eine dauernde ſei. In Europa regelt ſich das Arbeitsverhältniß nach Bedarf und Angebot, in Afrika gilt dieſer Grundſatz nicht, da Bedarf bisher kaum vorhanden war und Angebot nicht exiſtirt. Man darf ſich auch nicht der Täuſchung hingeben, daß wenn ſich ein Neger freiwillig zur Arbeit ſtellt, wie es hier und da geſchieht, dies als ein Angebot der Arbeit aufzufaſſen ſei. Genügen auch dieſe Arbeiter wohl einmal, um die zeitweiligen Arbeiten einer kleinen Plantage zu bewältigen, ſo wird doch dieſe Arbeitsluſt nur ſo lange anhalten, als ſie den Reiz der Neuheit beſitzt, oder gerade lange genug, um die wenigen Meter Kalliko zu verdienen, welche das zeitweilige Bedürfniß des Negers ausmachen. Hierzu bedarf es keiner übergroßen Ausdauer, und der Reiz der Neuheit iſt bald vorüber; ſobald aber der Grund für ſeine Arbeitsleiſtung nicht mehr vorhanden iſt, hört der Neger auf, das Angebot derſelben zu machen. Es fehlt dem Neger die Grundlage für das Angebot europäiſcher Arbeit — der Erwerbsbetrieb. Für ſeinen Lebensunterhalt ſorgt durch ihren Feldbau ſein Weib. Abgeſehen von der Arbeit, die wir für Kultivation neuer Länder gebrauchen, liegt uns auch die Pflicht ob, die rohen Einwohner derſelben zu erziehen, zu civiliſiren. Was man auch von dem Einfluß des guten Beiſpiels ſagen, welchen Erfolg man von der Miſſion in ihrer jetzigen Art erwarten mag, der einzige wirkſame Faktor der Ziviliſation iſt die Arbeit. Durch ſie lernt der Menſch ſeinen Werth kennen, erlangt er das Gefühl ſeiner Würde, welches entſpringt aus dem Bewußtſein der Nützlichkeit des eigenen Daſeins. In civiliſirten Ländern wird von jedem Menſchen, je nach dem Grade ſeiner Bildung, ein gewiſſes Maß von Arbeit gefordert, ſei es für das Wohl des Staates, für die Wiſſenſchaft oder die Familie, ja, in den meiſten Fällen beruht der Lebensunterhalt darauf. Muß aber der Europäer arbeiten, ſo liegt

sofort die Frage nahe, warum soll es der Neger nicht. Unsere Ansichten über die Neger waren bisher ganz eigenthümlich verschrobene. Ansprüche, die man an die unteren Volksklassen der Europäer erhob, ja, als ganz naturgemäß betrachtete, verschrie man als Rohheit, wenn sie an den Neger gestellt wurden, gerade, als ob der Neger ein zu besonders zarter Behandlung berechtigtes höheres Wesen sei. Allerlei Rechte, die wir als civilisirte Völker besitzen und die wir uns durch langes Ringen danach erworben haben, sollen ohne Weiteres dem Neger vindicirt werden, der für das Verständniß und die Werthschätzung derartiger Rechte noch gar nicht die nöthige kulturelle Entwickelung aufzuweisen vermag. Man sprach von dem Neger als einem freien Mann, der über seine Handlungen mit derselben Berechtigung wie der Europäer verfügen kann. Dieses freie Verfügungsrecht über sich selbst wird aber ohne moralische Schranken zur Zügellosigkeit. Diese Anschauungen über den Neger stammen noch aus der Zeit des unseligen Humanitätsdusels, der seinen Ursprung nahm, als übertriebene Gerüchte über die Grausamkeit der Sclaverei nach England gelangten und hier eine Sympathie für den arg unterdrückten und mißhandelten schwarzen Bruder wachriefen und später zu der Aufhebung der Sclaverei führten. So berechtigt diese Sympathie in einzelnen Fällen gewesen sein mag, so hat sie doch eine Verzärtlichung des Negers zur Folge gehabt, die uns schließlich fast auf den Standpunkt brachte, den Neger überhaupt für zur Arbeit untauglich zu betrachten. Man gewöhnte sich ab, ihn zu zwingen; ohne Zwang arbeitet er schlecht, und so suchte man an seiner Stelle lieber andere Arbeiter. Ich verweise auf Süd-Afrika, welches eine dichte schwarze Bevölkerung besitzt, wo man trotzdem schon seit Jahren mit indischen Kulis arbeitet, nicht weil diese besseres Material sind, sondern weil man das vorhandene nicht zur Arbeit

veranlaſſen kann. Jene Zeiten ſind indeſſen verſchwunden, eine geſunde Reaction beginnt ſich gegenüber der damaligen ſuperhumanen Anſchauung geltend zu machen. So lange der Neger ungekannt in ſeiner Wildniß lebt, möge er jede Berechtigung zu ſeiner Lebensweiſe haben; dieſe muß aber ſofort aufhören, wenn er mit dem Europäer in Berührung kommt und dieſer unter der Willkür des Negers leidet. Der Kulturmenſch muß die Berechtigung haben, von dem Neger analog von Kulturverhältniſſen ein gewiſſes Maß von Arbeit verlangen zu können, und es wird dieſe Arbeit, gemäß ſeinen Fähigkeiten mechaniſcher Natur ſein müſſen. Der Neger verſchwindet nicht gleich dem Indianer vor dem Contact mit dem Weißen, im Gegentheil, er beſitzt eine außerordentliche Widerſtandsfähigkeit. In ſeiner Willkür neben dem Europäer zu leben, iſt unmöglich, er muß ſich daher dieſem aſſimiliren. Das umgekehrte Verhältniß iſt ausgeſchloſſen. Gleichberechtigt mit dem Europäer kann ebenfalls der Neger nicht ſein, denn unſere moraliſchen Rechte ſind Errungenſchaften uralter fortſchreitender Kultur. Wenn der Neger alle Kulturphaſen durchgemacht haben wird, durch welche wir uns von Pfahlbauern bis zum Kulturmenſchen entwickelten, wird er wohl die Berechtigung zu moraliſchen Privilegien ebenfalls beſitzen; ſie ihm jetzt ſchon zu vindiciren, iſt verfrüht. Alle die vorher erwähnten Gründe kann man alſo nicht mehr gegen eine zu inſtituirende Arbeitsverpflichtung des Negers einwenden. Aus einer ſolchen Verpflichtung würden aber für den Neger Vortheile entſpringen, die dem mit afrikaniſchen Zuſtänden unbekannten Europäer nicht ſogleich ins Auge fallen. An hundert Orten zu gleicher Zeit giebt es beſtändig ſogenannten Krieg um der geringfügigſten Urſachen halber. Das heißt, größere oder kleinere Horden durchziehen ſengend und brennend das Land, eine Menge Leute tödtend, keine geringe Anzahl als Sclaven mit ſich führend. Obwohl die

Sclaven ſpäter eine ganz gute Behandlung erfahren, ſind die Opfer an Menſchenleben immer zu bedeutend, um dieſes Syſtem der Arbeiterherbeiziehung zu billigen. Der Fortpflanzungs- und Schaffenstrieb der bekriegten Stämme vermindert ſich, oft ziehen ſie ſich in unwirthſame, ungeſunde Gegenden zurück, und der Stamm verkommt in phyſiſcher Beziehung. An Stelle eines kräftigen Menſchenſchlages tritt ein ſchwächliches Volk. Gegen ſolche Raubzüge iſt das beſte Mittel die Arbeitsverpflichtung. Der beſchäftigte Neger kann keine Raubzüge machen. Er verlernt, Arbeit als eine Schande zu betrachten und muß arbeiten gleich dem Manne, den er ſich früher zum Sclaven hielt. Mit der Einführung der Verpflichtung zur Arbeit wird alſo kein Eingriff weder in beſtehende noch eingebildete Rechte des Negers gethan. Es handelt ſich nur um den Modus der Einführung derſelben. Alle Vorſchläge in dieſer Richtung, die auf Theorieen baſiren, ſind illuſoriſch, auch leiden ſie meiſt an dem Umſtande, daß ſie darlegen, was man mit dem Neger macht, wenn er zum Arbeiter geworden iſt; wie man es anfängt, ſeiner habhaft zu werden, wird uns nie geſagt. Wie bei dem gefrierenden Waſſer zuerſt ein einzelner Kryſtall ſich bildet, an den ſich dann unzählige andere anreihen, ſo muß auch in dieſem Werke zunächſt ein Nucleus geſchaffen werden, um welchen ſpätere Operationen ſich gruppiren. Dieſer Nucleus kann aber nur aus einer, wenn auch noch ſo kleinen, jedoch organiſirten Macht beſtehen. Dieſe ſoll nicht dazu dienen, nach Maßgabe europäiſcher Begriffe von Recht und Geſetz zu richten, denn dieſe können nur erfolgreich angewandt werden, wo ſie gekannt und anerkannt ſind. Die Art und Weiſe der Verwendung wird im Gegentheil um ſo mehr Erfolg haben, je mehr ſie ſich den Anſichten und Gebräuchen der Eingeborenen anſchließt. Schwachen, furchtſamen Stämmen imponirt die Zurſchauſtellung der Macht, kriegeriſche Stämme

werden ſuchen, ſich mit ihr zu verbinden, und es kommt lediglich auf geſchickte Benutzung der Verhältniſſe an, um nach kürzerer oder längerer Friſt unter allen Umſtänden das entſcheidende Wort zu ſprechen, um einmal gefaßte allgemein nützliche Pläne vielleicht gegen den Willen vieler Stämme, aber mit der Hülfe von einem durchzuführen. Wir brauchen nur auf die Entwickelung der Kapkolonie zurückzugehen, um analoge Fälle zu finden, deren Studium uns meiſtens auf den richtigen Weg führen wird. Als im Anfang dieſes Jahrhunderts die Engländer und vor ihnen die Holländer die Hottentotten nicht allein bemeiſtern konnten, riefen ſie die eingeborenen Stämme zu Hülfe und im Zulukriege rief man die Baſſutos des Oranje-Freiſtaates auf, ſich an dem Feldzuge gegen entſprechende Entſchädigung an Land und Vieh zu betheiligen. In beiden Fällen war die Maßregel erfolgreich, und derartige Beiſpiele weiſt die Geſchichtskunde Afrikas eine Menge auf. Dieſes Verfahren läßt ſich auf centralafrikaniſche Verhältniſſe übertragen, Mit einer kleinen, aber zuverläſſigen Truppe etablirt man ſich an dem Ort, den man für koloniſatoriſches Vorgehen auserſehen hat. Mit den Häuptlingen des Stammes, unter dem man lebt, trifft man zunächſt das Abkommen, daß er ſeine Hörigen zur Arbeitsleiſtung ſtellt, zu denen bald ein Theil der männlichen Bevölkerung des Landes herbeigezogen wird. Eine rechtzeitige Zurſchauſtellung der bewaffneten Macht kann dieſe Maßregel zur Durchführung bringen ohne jeden thatſächlichen Zwang, d. h. Anwendung von Gewalt. Der Neger, der ſich in Alles findet, was eben thatſächlich unvermeidlich iſt, wird kaum einer ſolchen Maßregel Widerſtand entgegenſetzen, namentlich wenn er ſieht, daß man keineswegs Sclaverei beabſichtigt, ſondern ihn nach Ablauf der feſtgeſetzten Arbeitsfriſt belohnt und die Freiheit wiedergiebt. Dieſes Verfahren genügt, um in kleinen Diſtrikten die Einwohner zur Arbeit

zu zwingen. Um aber ganze Volksstämme zur Arbeit heranzuziehen, bedürfen die Mittel einer ausgedehnteren Anwendung, und werden abermals den größten Erfolg erzielen, wenn sie den Gebräuchen der Eingeborenen sich anschließen. Ueberall finden sich kriegerische Stämme, deren kriegerischer Sinn sich dadurch kund thut, daß sie in der Weise, wie ich es vorhin schon beschrieb, ihre schwächeren Nachbarn befehden. So unzulässig diese Raubzüge aus Anlaß einer kleinen Viehheerde oder ein paar Maiskolben sind, so können sie doch, geschickt ausgenutzt, zu einem wesentlichen Hülfsmittel in unserem civilisatorischen Programm gemacht werden. Bei einiger Geschicklichkeit im Umgang mit Negern kann es nicht schwer halten, den Häuptling eines solchen kriegerischen Stammes zum Verbündeten zu gewinnen. Er und sein Volk werden von der allgemeinen Arbeitsleistung dispensirt, übernehmen jedoch die Verpflichtung, andere Stämme, die bei der Stellung von Arbeitern sich saumselig erweisen, und das werden gewöhnlich die friedlichen sein, die familienweise, ohne allgemeines Oberhaupt leben, nöthigenfalls mit bewaffneter Hand dazu zu veranlassen. Ein solch kriegerisches Volk wird in dieser Maßnahme nur die Möglichkeit erblicken, mit größerer Unbeschränktheit seinen Räubereien obliegen zu können, namentlich da sie die Weißen, welche sie im Besitz starker Kriegsmedizin glauben, als ihre Verbündeten betrachten. Wir aber wissen, daß ihre rohe Gewalt nur dem höheren Endzwecke allgemeiner Civilisation dienen soll. Die friedlichen Stämme dagegen werden lieber dem Verlangen des Weißen sich unterwerfen, als von einem feindlichen Negerstamm, dessen Grausamkeit sie aus Erfahrung kennen, getödtet, ausgeplündert oder in Sclaverei geschleppt zu werden. Bei einer geschickten Handhabung der Fäden würde die Ausübung einer wirklichen Gewaltmaßregel niemals nöthig werden. Auch in noch anderer Weise kann ein derartig kriegerischer

Stamm Verwendung finden. Wir können uns aus ihm eine Kolonialmacht heranziehen, denn nicht aktiv darf ein wildes Volk in eine civiliſatoriſche Aufgabe eingreifen, ohne zugleich paſſiv einem Kulturproceß unterworfen zu werden. Von einem kriegeriſchen Stamm werden jährlich eine Anzahl kräftiger Leute in die Reihen unſerer immer noch vorhandenen kleinen Truppe eingefügt und es wird ihnen vor Allem die Nothwendigkeit des Gehorſams gelehrt. Dieſe Leute werden ſo lange geübt, bis ſie im Stande ſind, die urſprünglich als Truppen gebrauchten Leute zu erſetzen, worauf deren doch immer Koſten beanſpruchender Unterhalt in Wegfall kommt. Daß dieſer Zeitpunkt kein ſehr naher iſt, liegt auf der Hand; allein ihn herbeizuführen liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Vielleicht befindet ſich unter meinen Zuhörern einer oder der andere, der zur Zeit des Zulukrieges ſich in Süd-Afrika befand; er wolle ſich dann nur die Haltung der bewaffneten Baſſutos ins Gedächtniß zurückrufen. Eine für unſere Zwecke brauchbarere Truppe ließe ſich kaum wünſchen. — Dies iſt das erſte Stadium unſerer Aufgabe. Es beſteht darin, den vor der Hand gänzlich zügelloſen und ungreifbaren Neger zur Arbeit überhaupt zu veranlaſſen. Denn ehe wir ihn erziehen können, müſſen wir ſeiner erſt habhaft werden, und das iſt nur möglich durch eine wirkliche, niemals in Zweifel gezogene Autorität, durch welche zunächſt die Oberhäupter der Stämme veranlaßt werden, ſich, wenn auch ohne ihr Wiſſen, an der Arbeit der Civiliſation zu betheiligen. — Wir treten nun in das zweite Stadium unſerer Aufgabe: das iſt die thatſächliche Erziehung des Negers. Hierzu genügen nicht temporaire Maßnahmen, ſie iſt nur durch Einführung dauernder Inſtitutionen möglich. Die Erziehung zur Arbeit bedeutet ja nicht, die Veranlaſſung zur Ausübung der Arbeit zu geben, ſondern befaßt ſich mit der Modellirung des Geiſtes, in welchem der Drang zur

Arbeit, um der Arbeit ſelbſt willen, geſchaffen werden ſoll. Wir täuſchen uns, wenn wir glauben, daß wir in jetzt lebenden Generationen von Negern dieſen Drang hervorrufen können. Wir können die Neger in einen Zuſtand der Arbeitsverpflichtung verſetzen, müſſen aber bei der Erziehung zur Arbeit unſer Augenmerk auf kommende Generationen richten. Ebenſo wie unter civiliſirten Völkern wird auch unter wilden das Kind zunächſt von der Mutter erzogen. Die Behandlung des Weibes verdient alſo in unſerem Erziehungsprogramm ganz beſondere Berückſichtigung. Und gelingt es, die Weiber in dieſes Programm hineinzuziehen, ſo werden zukünftige Generationen bereits viel leichter zu behandeln ſein, als die jetzige. Ich glaube nicht, daß man auf große Schwierigkeiten ſtoßen würde, zöge man auch einen Theil der weiblichen Bevölkerung eines Landes zur Arbeit heran. Unter den Stämmen laſtet die Hauptarbeit ſo wie ſo auf dem Weibe, wodurch ihre Tauglichkeit erwieſen wird. Außerdem wird zunächſt in dem Neger nur der Gedanke ſich an dieſe Maßregel knüpfen, daß für jedes arbeitende Weib ein Mann weniger zu arbeiten haben würde. Bei der Erziehung zur Arbeit muß auch der Modus der Arbeitsvertheilung berückſichtigt werden Hier kann man abermals Vorhandenes unter Modifikation nach vorliegenden Verhältniſſen zur Einführung bringen. Am zweckmäßigſten dürfte ſich eine rotirende Geſtellung erweiſen, derart, daß ein Procentſatz der Bevölkerung zu einer vielleicht zweijährigen Arbeit herbeigezogen würde. Nach Ablauf eines Jahres zöge man dieſelbe Anzahl Leute herbei, die nunmehr von ihren eigenen ſchon etwas angelernten Stammesgenoſſen unterwieſen würden. Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, mit Negern zu arbeiten, weiß, wie ſtolz der Neger auf jede kleine, vom Weißen erlernte Kunſtfertigkeit iſt und wie gern er ſich ſeinen weniger bevorzugten Kameraden gegenüber damit brüſtet. Dieſe Bewegung rotirt,

bis nach Ablauf einer bestimmten Zeitperiode die schon einmal in Arbeit gewesene Abtheilung an die Reihe kommt. Durch dieses Verfahren wird der Neger die Ueberzeugung erlangen, daß man ihn nicht als Sclaven betrachtet; das Weib wird an der Arbeit theilnehmen und das Kind instinktiv sie als etwas zum Leben unvermeidlich Dazugehöriges betrachten lernen. Noch ein anderes Hülfsmittel steht uns zu Gebote, den Neger zu erziehen: man legt ihm die Pflicht des Erwerbes auf. Nachdem man durch direkte Anwendung der zu Gebote stehenden Macht sich in den Stand gesetzt glaubt, Maßregeln wie die zu erwähnende durchzuführen, zieht man die über weite Gebiete zerstreut lebenden Leute auf kleinere Kreise zusammen. Man weist ihnen Lokationen an. Hierdurch wird die Aufsicht über die Neger erleichtert und eine bessere Controlle ermöglicht, in wie weit sie sich der Erwerbspflicht zu entziehen oder ihr nachzukommen suchen. Diese besteht darin, daß man ihnen eine Kopfsteuer auferlegt. Jeder erwachsene Neger hat eine jährliche Abgabe von bestimmter Höhe zu entrichten. Um den Betrag zu erwerben wird der Neger seine Arbeit zu Markte tragen müssen, die wiederum nur von den Weißen bedurft wird. Schon frühzeitig entsteht hierdurch in dem jungen Neger das Gefühl der Schuldverpflichtung, und man muß erlebt haben, wie ängstlich sich der Neger auf den wichtigen Tag der Steuerzahlung vorbereitet, um die Wichtigkeit dieser Maßregel vollkommen würdigen zu können. Ist erst der Zeitpunkt herbeigekommen, daß selbstständige Farmer sich in den Kolonieen niedergelassen haben, so kann man ferner das Verfahren einschlagen, daß jeder je nach der Größe seines Grundbesitzes, eine Anzahl Familien Eingeborener zugewiesen bekommt, die auf seinem Lande wohnen und nach privater Uebereinkunft zu einer bestimmten jährlichen Arbeitsleistung zu festgesetztem Lohne sich verpflichten. Entbände man die

ſo wohnenden Leute von der Kopfſteuer, ſo würden ſie mit Vergnügen ihren Wohnſitz auf privatem Grundbeſitz aufſchlagen und die Farmer niemals an Arbeitsmangel leiden. Man könnte an Stelle dieſes Verfahrens auch eine Verwaltung einſetzen, an welche die arbeitsbedürftigen Farmer ſich zu wenden hätten und welche ihn mit aus der Lokation entnommenen Arbeitern verſähe. Hierdurch würde vielleicht eine größere Controlle über die Arbeiter ausgeübt, allein eine Koſten beanſpruchende Verwaltung träte an Stelle des einfacheren Verfahrens. Nicht mit Theorieen und Phraſen löſt man die vorliegende Aufgabe, ſondern mit thätigem energiſchen Eingriff. Deswegen habe ich mich nicht weitläufig darüber verbreitet, daß der Neger zur Arbeit gezwungen werden muß, ſondern ich habe gezeigt, wie es geſchehen kann. Daß man dabei nicht mit den weichen Mitteln von Ueberredung und Beiſpiel zu Werke gehen kann, iſt klar, es bedarf kräftiger Beilhiebe, ehe der vollkommen rohe Klotz eine Geſtalt bekommt, der ihr letztes Gepräge mit der Feile gegeben wird. Ueberlaſſen wir die Anſchauungen von Würde und Freiheit des Negers dem engliſchen Philanthropen, und wie wir uns politiſch zur Macht aufgeſchwungen haben, emanzipiren wir auch unſer Urtheil von dem Einfluß der Anſchauungen fremder Völker und löſen wir auf ſpezifiſch deutſche Art die vorliegende Frage. Die Mittel dazu ſind eine Benutzung der thatſächlich obwaltenden Umſtände und Ausübung einer niemals zu bezweifelnden Autorität. Wenn wir mit weiſer Mäßigung, am richtigen Ort, aber mit unerbittlicher Konſequenz unſere Macht ausüben, ſo liegt kein Grund vor, warum nicht auch der Neger zum brauchbaren Arbeiter erzogen werden könne, wenn auch erſt unſere Enkel die Früchte ernten, deren Samen wir ausgeſtreut.“ —

Ich bin weit davon entfernt zu rathen, daß man einen kriegeriſchen Stamm benutze, um unter friedlichen, ohne Ober-

häupter lebenden Stämmen Blutbäder anzurichten und den überlebenden Reſt als Sclaven wegzuführen. Ich bin aber der Anſicht, daß eine allgemeine Arbeitsverpflichtung der Eingeborenen eines ganzen Diſtrictes nicht ohne einen äußeren Zwang durchzuführen iſt. Selbſt wenn wir auf dem Wege des Vertrages mit einzelnen Häuptlingen das Ziel erreichen könnten, ſo würde doch der Häuptling nur im Stande ſein, ſeine Unterthanen zur Arbeitsgeſtellung zu veranlaſſen, indem er einen gewiſſen Druck auf ſie ausübt. Wie dies geſchieht, wird Niemandem, der Neger und ihre Weiſe kennt, zweifelhaft ſein. Nun ſind aber keine Häuptlinge vorhanden, durch deren Einfluß wir eine allgemeine Arbeitsgeſtellung herbeiführen könnten, folglich muß der Zwang auf andere Weiſe ausgeübt werden. Truppen zu halten ſeitens des Mutterlandes oder ſeitens der Kolonie, dürfte ein etwas koſtſpieliges Unternehmen ſein, ganz abgeſehen davon, daß ihnen die Beweglichkeit fehlt und fehlen muß, welche durchaus erforderlich iſt, um erfolgreich am beſtimmten Punkt zur richtigen Zeit einzugreifen. Die Benutzung kriegeriſcher Stämme würde nur ganz minimale Koſten verurſachen und ihr thatkräftiges Eingreifen äußerſt ſelten nöthig ſein. Wiſſen die Eingeborenen erſt, daß ſie vor Einfällen von Raubhorden vollkommen ſicher ſind, ſobald ſie ſich in die von den Europäern ihnen angewieſenen Diſtricte begeben haben und jährlich ein beſtimmtes Quantum Arbeit leiſten, wiſſen ſie auch, daß dieſe gefürchteten Kriegszüge jeden Augenblick zu ihrer Beſtrafung veranlaßt werden können, ſo werden ſie ohne Zögern unter unſeren Schutz ſich begeben, uns ihre Arbeitskräfte gegen Lohn zur Verfügung ſtellen, ſich in unſeren „Lokationen“ anſiedeln und uns damit die Möglichkeit gewähren, durch ſie den Grund zum Beſtehen und Gedeihen unſerer Colonie zu legen. Alsdann kann ſich Hand in Hand mit dieſer Arbeit die Geiſteskultur der Schwarzen in Frieden vollziehen.

Ich weise auf das hin, was ich früher über Verwendung unserer Kriegsschiffe sagte. Solange Neger unweit der Küste leben, sind sie durch unsere Flotte leicht zu bestrafen, wir können aber mit unseren Kolonisationsversuchen uns nicht lediglich auf die Küste beschränken, wenn wir überhaupt mehr beabsichtigen, als nur ein paar Plantagen anzulegen. Wie sollen aber ungehorsame Schwarze im Innern zur Rechenschaft gezogen werden? Dies ist ohne Truppen unmöglich. Was gegen deren Unterhalt spricht, habe ich schon angeführt und ich glaube, daß die Verwendung kriegerischer Stämme billiger, praktischer und erfolgreicher sein würde als jede andere Methode, ohne in irgend welcher Weise grausamer zu sein als das Bombardement eines Dorfes durch ein Kriegsschiff. Allerdings würde diese That eine durchgreifende Bestrafung sein, indessen doch niemals etwas anderes als Flucht der Eingeborenen in unerreichbare Gegenden bewirken. Es wäre dies ein geringerer Erfolg im Vergleich zu den Kosten, welche aus der Verwendung eines Kriegsschiffes entspringen. Flucht in unerreichbare Gegenden würde bei Verwendung kriegerischer Stämme nutzlos sein, denn wo ein Stamm hinkommt, kann der andere folgen, die einzige mögliche Flucht ist die in das kriegsfreie Gebiet, unter den Schutz der Europäer. Unser Zweck ist dann erreicht und unsere Aufgabe wird es nun sein, das kriegsfreie Gebiet, nämlich die Location, auch wirklich frei zu halten. Mit Geschick und einigen gut angebrachten Geschenken ist dies indessen nicht schwer und die Vortheile, welche uns aus den Locationen erwachsen, werden tausendfach die Summen einbringen, welche für ihre Errichtung ausgegeben waren.

Ich könnte noch eine Menge Gründe zur Rechtfertigung des Arbeitszwanges anführen, ziehe aber vor, mich lediglich auf den Standpunkt des Nützlichkeitsprincipes zu stellen. Nicht in erster Linie humanitäre Bestrebungen, sondern der

Wunſch, die Kolonie materiell gewinnbringend zu machen, iſt die Veranlaſſung, warum wir unſere Kräfte in Afrika zu entfalten trachten. Daß aber durch dieſes Beſtreben die Beſolgung edler wahrer Menſchlichkeit entſtammender Zwecke ausgeſchloſſen ſein ſoll, wie hier und da in Angriffen auf mich behauptet worden, kann ich nur als unverſtändige, wenn nicht auf Böswilligkeit beruhende Unterſtellung bezeichnen. Daß es unſere Pflicht iſt, die Schwarzen zu nützlichen Gliedern der Menſchheit zu geſtalten, iſt offenbar, daß es dieſer Wunſch, das Bewußtſein dieſer Pflicht in erſter Linie war, welcher uns zu Koloniſation veranlaßt, wird wol auch der kühnſte Philanthrop nicht behaupten wollen. Ich habe verſucht, beiden Aufgaben gerecht zu werden: Uns ſelbſt den größtmöglichen Vortheil zuzuwenden und zu gleicher Zeit die Kräfte des Schwarzen ſo zu verwenden, daß ſie auch ſeinen eigenen Vortheil, d. h. ſeine Civiliſation herbeiführen müſſen. Dieſe Umwandlung kann nur durch Arbeit vor ſich gehen, daher muß der Schwarze gezwungen werden, zu arbeiten zu ſeinem und unſerem Beſten. Ich betone hier noch einmal und zum letzten Male, daß mich die Einwendungen derer, welche unausgeſetzt die Worte: Milde, Freiheit, Humanität im Munde führen, nicht berühren können. Nirgends und nie habe ich Sclaverei, wie mir untergeſchoben worden, oder Grauſamkeit gepredigt. In den langen Jahren meines wahrhaft arbeitſamen, mühevollen und an Entbehrungen überreichen Lebens mitten unter den Schwarzen habe ich dieſe ſchätzen und lieben gelernt. Mir ſelbſt haben ſie, wenn ſie erſt mit mir bekannt waren, die Vertraulichkeit von Kindern gezeigt. Dies erkläre ich mir nur daraus, weil ich im Prinzipe ſtreng, im Einzelnen ſtets mild war und allezeit mich bemüht habe, gerecht zu ſein. So werde ich es allezeit halten. Aber ich habe den Muth als Princip Ernſt und Strenge aufzuſtellen: *ὁ μη δαρεις ἀνθρωπος οὐ παιδευεται.*

Es wäre mir lieb, wenn dieſes Bekenntniß mich fürderhin von den ſo billigen Vorwürfen des Mangels an Humanität ſchützen ſollte. Anderenfalls möchte ich diejenigen Herren Kritiker, welche bei denſelben zu beharren belieben ſollten, freundlichſt bitten, „im Intereſſe der Humanität“ ihren weiteren Vorwürfen wenigſtens das obige Bekenntniß zur Seite zu drucken, damit der gerechte Leſer ſich ſelbſt ſein Urtheil zu bilden vermöge. Ich werde — fern von der deutſchen Heimath — nicht in der Lage ſein, mich gegen jeden einzelnen derartigen Vorwurf ſelbſt zu vertheidigen, um ſolche Auslegungen richtig zu ſtellen.

Ich habe am Ende des erſten Abſchnittes meiner Schrift die Ziele zuſammengefaßt, welche wir anſtreben müſſen, um erfolgreich zu koloniſiren. Hier will ich die Mittel noch einmal nebeneinander ſtellen, durch welche jene Ziele erreicht werden können und deren Auseinanderſetzung der Gegenſtand der übrigen Abſchnitte dieſer Schrift war.

Der Schwerpunkt unſeres ganzen Unternehmens liegt in der Arbeitskraft des Negers, es iſt daher unſer dringendſtes Bedürfniß, jeder Zeit über dieſe verfügen zu können.

Wir müſſen daher:

I. einen Zuſtand herſtellen, in welchem es möglich iſt, jederzeit der Arbeitskraft des Negers gegen entſprechenden Lohn gewärtig zu ſein.

Um dies zu erreichen, müſſen wir Mittel anwenden welche, ohne unverhältnißmäßige Koſten zu verurſachen und ohne hart zu ſein, doch den Zweck voll und ganz erreichen. Dies kann geſchehen indem wir:

II. mit Stämmen, welche wegen ihrer Kriegstüchtigkeit in Anſehen ſtehen, in Verbindung treten und uns auf den Fall ſonſt nicht mit Erfolg zu bekämpfender dauernder Widerſetzlichkeit ihrer Hülfe verſichern. Selbſtredend bedarf es der Controlle des Eingeborenen. Dieſe iſt nur möglich,

wenn wir ſeinen Aufenthalt kennen. Wir müſſen ihm einen ſolchen anweiſen, wo er bei voller Sicherheit vor dem willkürlichen Ueberfall anderer Stämme unter unſeren Augen ſich befindet, zwar ſeinem eigenen Feldbau nach Gewohnheit obliegen, ſich aber unſerer Oberaufſicht nicht entziehen kann. Wir müſſen alſo:

III. ein kriegsfreies Gebiet ſchaffen, in welchem wir ſolche Dörfer, welche ſich unſeren Maßnahmen unterwerfen, anſiedeln, mit einem Wort, wir müſſen unſere Arbeitsſtämme localiſiren. Der Lohn, welchen der arbeitende Neger alsdann erhält, wird ihn in die Lage ſetzen, zum Conſumenten mutterländiſcher Induſtrieerzeugniſſe zu werden und ſein Verdienſt wird es ihm außerdem möglich machen, während ſolcher Zeiten, in welchem ſeiner Arbeit nicht bedurft wird, eine Abgabe an die Verwaltung der Kolonie zu entrichten. Wir müſſen daher:

IV. Handelsconceſſionen für unſere Locationen gegen Conceſſionsgebühren ertheilen unter der Bedingung, daß nur Handelsartikel deutſchen Urſprungs eingeführt werden dürfen, conceſſionsloſe Eindringlinge aus unſeren Locationen entfernen und den ſich nicht in Arbeit befindlichen Schwarzen eine an die Verwaltung der Kolonie zu zahlende Abgabe auferlegen.

Hieraus ergiebt ſich die Verwirklichung deſſen, was ich über materielle Unabhängigkeit der Kolonie ſagte. Durch die Taxe, welcher jeder Dorfälteſte für jede Hütte ſeines Dorfes zahlen muß, ergeben ſich beträchtliche Einkünfte für die Kolonie, welche natürlich in hohem Maaße dazu beitragen, die materielle Unabhängigkeit deſſelben zu ſichern. In meiner vorn abgedruckten Rede ſpreche ich allerdings von einer Kopftaxe. Ich that dies indeſſen nur, um damals die Idee der Taxe zu geben und um die Auseinderſetzung der Nothwendigkeit der Hüttentaxe zu vermeiden. Die Controlle

dieſer iſt leichter auszuüben als die der Kopfſteuer, da Hütten nicht nach Belieben verlegt und verborgen, der Controlle alſo immer leichter unterworfen werden können. Durch die Handelsconceſſionen lenken wir die Conſumtionskraft des Negers ausſchließlich auf deutſche Erzeugniſſe, gelangen alſo zur wirthſchaftlichen Abhängigkeit, während die Conceſſionsgebühren wieder den Einnahmen der Kolonie zufließen. Meine Vorſchläge noch weiter auf Einzelheiten auszudehnen würde keinen Zweck haben und nur für denjenigen von Intereſſe ſein können, der das Gebiet genau kennt, in welchem die Vorſchläge Anwendung finden ſollen. Der Zweck dieſer Schrift iſt, ein Syſtem zu bieten, in deſſen Befolgung eine Kolonie in Deutſch-Oſt-Afrika ſich entwickeln kann.

Mir bleibt, um meine Schrift nicht ungebührlich auszudehnen, nur noch eins, d. h. die Anwendung meiner Vorſchläge auf den jetzigen Stand des oſtafrikaniſchen Unternehmens zu erörtern. Augenblicklich befindet ſich dieſes auf zwei Baſen. Dieſe ſind die Kingani- und Kilimandjaro-Linie. Ich habe ſchon dargethan, daß ein convergirendes Syſtem der Koloniſation unzweckmäßig, weil theuer, iſt, ferner würden aus dieſen Syſtemen convergirende Linien ſich in der geſundheitſchädlichen Makata-Ebene oder in ihrer Nähe treffen.

Mein Vorſchlag würde der ſein, die Arbeiten in der Richtung des Kilimandjaro möglichſt wenig auszudehnen und ſie hauptſächlich auf Handel zu beſchränken, welchem hier durch das noch ziemlich unzugängliche Gebiet der Maſſais manche Ausſicht auf Erfolg geboten wird. Nebenbei kann in den höher gelegenen Gegenden Viehzucht getrieben werden, um Zanzibar und die Küſtenſtationen mit Schlachtvieh zu verſehen. Auch müſſen Unterſuchungen angeſtellt werden, warum das Kilimandjaro Vieh in anderen Gegenden nicht gedeiht ſondern bald ſtirbt, wenn es ſeinen Weideplatz verlaſſen hat. Die Aufklärung dieſes Umſtandes und ſeine Abhülfe werden

das ganze Kilimandjarogebiet mit einem Schlage beſſer eröffnen als alle anderen Unternehmen, da man im Stande ſein wird, Ochſenwagenverkehr herzuſtellen.

Die Baſis entlang dem Kingani ſollte dagegen erweitert werden, bis ſie den Rufidji erreicht. In dem Dreieck, welches dann vom Rufidji-Kingani und der See eingeſchloſſen wird, befinden ſich ſehr ſchöne Theile der Landſchaft Uſaramo, welche die Bebauung wol lohnen dürften. Außerdem iſt hier der Hafen Dar es Salaam als auch die alte Mac Kinnon Straße, welche möglicher Weiſe noch verwerthet werden kann. Eingeborene ſind ebenfalls vorhanden, man ſollte verſuchen, über ſie ſo viel Einfluß zu gewinnen, daß ſie ſich auf Verlangen zur Arbeit ſtellen, und könnte dies eventuell dadurch erreichen, oder doch anbahnen, daß man die Furcht, welche die Wazaramo vor den Maſiti haben, in geſchickter Weiſe verwerthet. Furcht und Liebe, — Furcht vor den Maſiti, und Liebe zu den Europäern als den natürlichen Beſchützern, — ſind zwei Factoren, welche von jeher in der Erziehung die Hauptrolle geſpielt haben. Schwerlich werden ſieihre Wirkung an unſeren großen ſchwarzen Kindern verfehlen.

Das Geſchick hat nicht gewollt, daß ich ſelbſt weiter an deren Erziehung mitarbeite. Wo das meinige mich aber auch hinverſetze, niemals kann es das Intereſſe verwiſchen, welches mir das Land und Volk einflößt, in und unter welchem ich nunmehr viele Jahre meines Lebens zugebracht, welches ich ſelbſt geholfen habe, dem Beſitze meiner Nation, meinem Vaterlande zuzufügen. Dieſes Intereſſe und der Wunſch Land und Volk zu einem werthvollen Beſitze Deutſchlands zu geſtalten, bewegt mich, obige Vorſchläge bezüglich ſeiner Verwerthung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieſem Intereſſe, unauslöſchlich ſo lange ich lebe, entſpringt auch der Wunſch, mit welchem ich dieſe Schrift ſchließe: Mögen meine Vorſchläge das Richtige getroffen haben und mögen

ſie bald in Oſtafrika zur Geltung kommen, um dieſes zu einer blühenden Kolonie, einem werthvollen Edelſtein im Beſitz des deutſchen Reiches zu bilden, und möge die junge deutſche Linde, welche auch meine Hand mit in wärmere Zonen gepflanzt, möge ſie auch in tropiſcher Erde grünen und blühen!

Im Verlage von **Rosenbaum & Hart** in **Berlin** W., Kurfürstenstraße 8 ist ferner erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ebers, G., Die Bevölkerung der Urzeit. Eine Erzählung. *M.* 1,80.

Friedmann, Alfred, Zwei Ehen. Roman aus der Gegenwart. 2. Aufl. Geheftet M. 4,—. Eleg. gebd. *M.* 5,50.

Hildebrandt, W., Novellen. Mit einem einleitenden Briefe von Paul Lindau. 2. Auflage. *M.* 2,—.

Hofmann, J., Aus dem Reiche des Herzens. Skizzen und Erzählungen. *M.* 2,—.

Hülcker, Oscar, 16 Vorlagen für Glasmalerei mit Anleitung. In eleganter Mappe. *M.* 6,—.

Morgenstern, Olga, Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Deklamationsstücke nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Mit einem Vorwort von Minona Frieb-Blumauer. Geheftet M. 3,—. Eleg. gebd. *M.* 4,—.

Preuß, H., Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. Zweite Auflage. *M.* 2,—.

Sammter, A., Der Rabbi von Liegnitz. Eine historische Erzählung aus der Hussitenzeit. *M.* 1,50.

Sanders, Daniel, Fürs deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung. Mit einem Titelbilde von O. Wisnieski. Elegant gebunden mit Goldschnitt *M.* 6,—.

Schmidt-Weißenfels, Krupp und sein Werk. Lebensbild einer industriellen Größe dieses Jahrhunderts. Mit dem Bildniß Alfred Krupp's. 3. Tausend. *M.* 1,—.

Steiner, Emil, Atthis, das Rosenmädchen. Sapphische Oden und Lesbische Lieder nach dem Griechischen. Mit einer Abbildung. In elegantem Salon-Einband *M.* 3,—.

Stolp, Herm., Die Lösung der Wohnungsfrage unter Beseitigung des Haus-Herrenthums und der Miethe-Unterthänigkeit. *M.* 1,—.

Ulrichs, Carlo Arrigo, Cupressi. Carmina in memoriam Ludovici II regis Bavariae. *M.* —,40.

Druck von G. Zahn & H. Baendel, Kirchhain N.-L.